

[einzelne Projekte]

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Solothurnische Geschichte**

Band (Jahr): **61 (1988)**

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Grenchen, alte Turnhalle. Reigen, Wandmalerei über dem Seitenportal, von Ferdinand Kaus, 1930. Anlässlich der Gesamtrestaurierung von 1986/87 gereinigt. Nicht retuschiert. Vgl. Seite 292.



Abb. 1

Solothurn, St.-Ursen-Treppe

Die im Jahre 1770 erstellte grosse Freitreppe war 1933 gesamthaft erneuert worden. Damals hatte man die auseinandergefallenen ursprünglichen Fundamente mit Magerbeton ausgeglichen und darüber als neues Fundament eine armierte Betonplatte gelegt. Die neugefertigten und die wiederverwendeten Steintritte verlegte man über Zementstein-Auflagern so, dass zwischen der erneuerten Treppe und dem neuen Fundament ein Hohlraum entstand. Dieser sollte zur Entwässerung dienen. Das damals gewählte System war neben der üblichen Verwitterung der Grund für die Gesamtrestaurierung von 1986/87. Der Hohlraum hatte sich nämlich mit allerlei Schutt, Dreck und zerfallenem Steinmaterial angefüllt. Diese Schuttschicht saugte sich mit Wasser voll und konservierte die Feuchtigkeit wie ein Moosteppeich. Durch Frostspaltung im Winter setzte ein starker Bröckelzerfall von unten her ein.

Die wichtigsten Sanierungsmassnahmen 1986/87 wa-

ren: Eliminieren des Hohlraumes, vollflächiges Verlegen von Stufen und Platten in einem Kalk-Weisszement-Mörtel, sorgfältiges Schliessen sämtlicher Fugen, Oberflächenentwässerung über feine Querrinnen in das Kanalisationssystem. Die Betonplatte als Tragkonstruktion blieb unverändert. 30 Prozent des Steinmaterials wurden wiederverwendet. Die neuen Tritte und Platten wurden wie seinerzeit schon die alten aus Solothurner Kalkstein hergestellt, der seit Anfang der achtziger Jahre wieder in genügender Menge und bester Qualität erhältlich ist. Die Oberflächenbearbeitung wurde nach originalen Vorlagen an der Kathedrale von Hand mit dem Stockhammer ausgeführt. (Vgl. Flury, Pius. Die Renovation der grossen Freitreppe zu St. Ursen in Solothurn. In: Kunst und Stein 33/1988, Heft 3, S. 10–12.)

Leitung: Architekt P. Flury, Eidg. Experte: P. Felder, Aarau. Konsulent: A. Arnold, ETH-Institut für Denkmalpflege, Zürich.

G. C.

Abb. 1: Die St.-Ursen-Treppe nach der Restaurierung.
 Abb. 2: Schema-skizzen der Zustände nach 1770 (gealtert), 1933 und 1986/87.

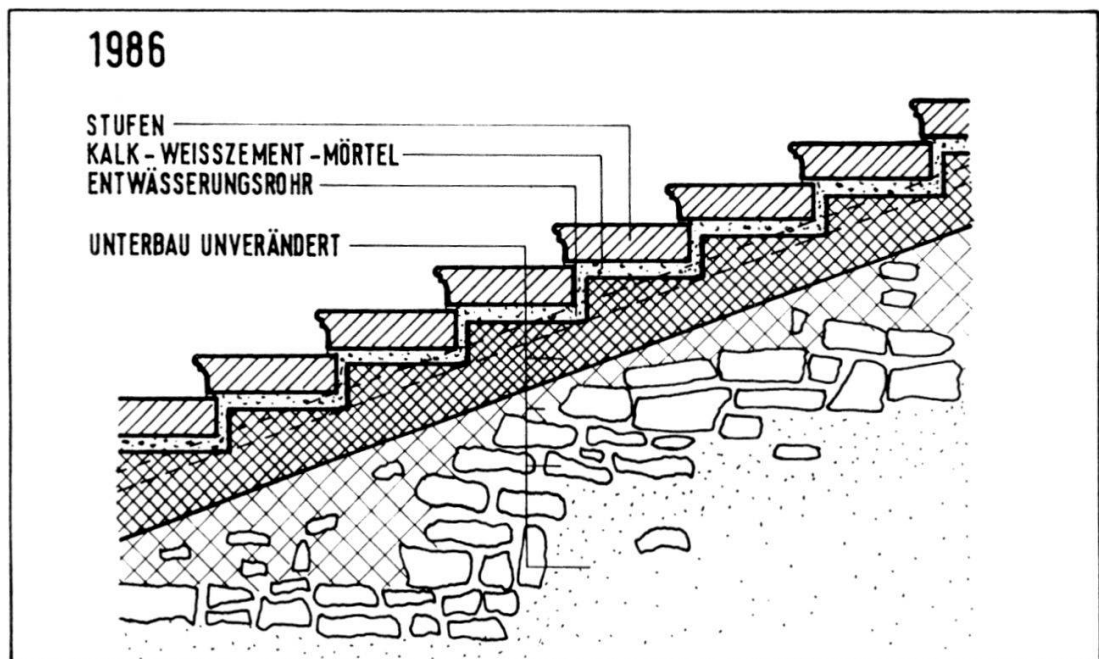
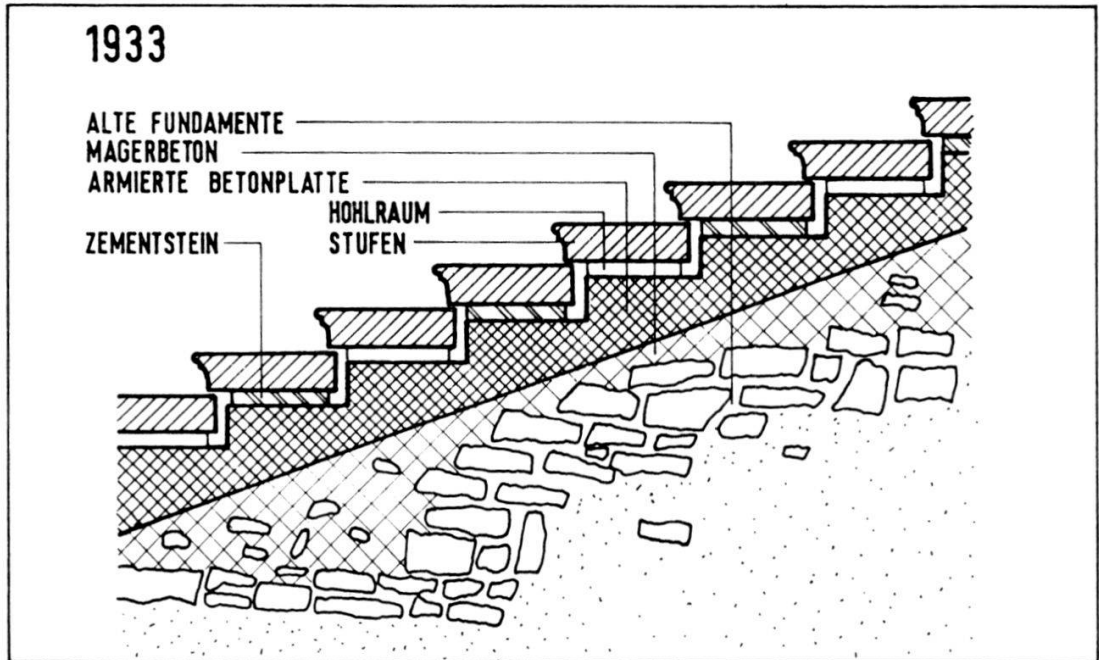
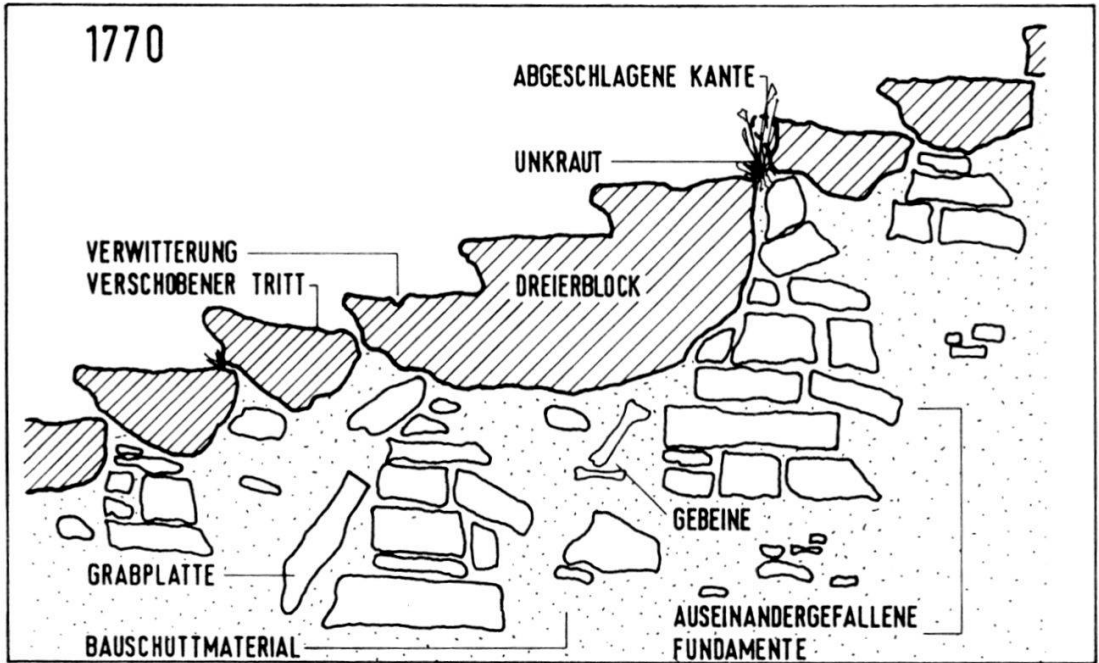


Abb.2



**Solothurn, Jesuitenkirche:
Diverse Restaurierungsarbeiten, 1. Etappe**

Von den verschiedenen Restaurierungs- und Unterhaltsarbeiten, welche an der 1680–89 erbauten Jesuitenkirche notwendig sind, wurde 1987 die Sanierung des Chordaches samt Dachreiter durchgeführt. Das Dach wurde umgedeckt und mit einem Unterdach versehen. Der mit Kupferblech (Helm) und Kupferblechschindeln (Schaft) eingekleidete Dachreiter war in recht gutem Zustand. Es mussten lediglich einige Blechreparaturen vorgenommen werden. Das eiserne

Abb. Die Jesuitenkirche von Süden nach dem Umdecken des Chordaches und der Restaurierung von Kreuz, Kugeln und französischer Lilie.

Kreuz wurde sandgestrahlt, spritzverzinkt und soweit nötig neu vergoldet. Die Kugeln wurden ebenfalls neu vergoldet.

Leitung: Architekt P. Flury. Eidg. Experte: P. Felder, Aarau.
G. C.

Solothurn, Inventar der mobilen Kulturgüter der röm.-kath. Kirchgemeinde

Im Verlaufe des Jahres 1987 wurde im Auftrag der römisch-katholischen Kirchgemeinde Solothurn und unter finanzieller Mithilfe der Kantonalen Denkmalpflege ein Karteinventar des Kirchenschatzes im Besitz der Kirchgemeinde erstellt. Die junge Kunsthistorikerin Regula Bolt-Bielinski erfasste unter der Aufsicht des Kunstdenkmäler-Inventarisatoren die in den verschiedenen Kirchen, Sakristeien und Wohnhäusern der Gemeinde befindlichen Kult- und Ausstattungs-Gegenstände von einiger künstlerischer oder geschichtlicher Bedeutung. Der eigentliche St.-Ursen-Domschatz mit den Paramenten und den Werken der Goldschmiedekunst blieb davon ausgenommen, weil für diese Bestände bereits Spezialinventare existierten. Dagegen harrt der überreiche Kunstbestand im Besitz der verschiedenen Klöster auf Stadtgebiet grösstenteils noch der wünschbaren Erfassung durch Einzelobjekt-Inventare.

Mit Hilfe eines standardisierten Fang- und Karteiblattes wurden die mehreren hundert Objekte (Kultgegenstände, Paramente, Gemälde, Plastiken, Drucke, Mobiliarstücke usw.) fotografisch und beschreibend erfasst; zusätzlich wurde mit einer Inventar-

nummer eine Konkordanz hergestellt, welche die einwandfreie Identifizierung eines Gegenstandes und jederzeit eine Inventarkontrolle erlaubt. Neben der exakten Beschreibung, allenfalls auch der geschichtlichen und künstlerischen Analyse des einzelnen Objektes, gehören die Schilderung dessen Erhaltungszustandes sowie die Auflistung der Quellen- und Literaturverweise zum integrierenden Bestandteil eines Karteiblattes.

Karteinventare der geschilderten Art helfen manchmal nicht nur verloren geglaubte oder der Erinnerung entschwundene Stücke eines Kirchenschatzes ins Bewusstsein zurückzuführen und als «Funde» neu zu entdecken. Sie bilden vor allem ein wesentliches Hilfsmittel für die Kirchgemeindebehörden bei einer optimalen Betreuung der ihnen zur Pflege überantworteten Kulturobjekte. Darüber hinaus leisten solche Fachinventare immer gute Dienste im Verkehr mit den Sachversicherungen. Es wäre deshalb wünschbar, wenn auch andere Kirchgemeinden sich für die Erstellung solcher Bestandesinventare entschliessen könnten.

Bearbeiterin: cand. phil. I Regula Bolt-Bielinski, Bolligen BE. B. S.



Abb. 1

Solothurn, Hotel «Krone»

Anlässlich des Einbaus einer Bar anstelle des bisherigen Coiffeurgeschäftes wurde im Erdgeschoss eine Fassadenkorrektur vorgenommen. Die übergrossen Fenster- und Türöffnungen im Westteil der Nordfassade wurden auf das ursprüngliche Mass reduziert.

Leitung: Von-Roll-Baubüro, Gerlafingen, Herr Hofer, Eidg. Experte: F. Lauber, Basel. G. C.



Abb. 2

Abb. 1: Hotel «Krone», Nordfassade, vor der Renovation von 1973 und der Erdgeschosskorrektur von 1987.

Abb. 2: Nach der Renovation von 1973 und der Erdgeschosskorrektur von 1987.

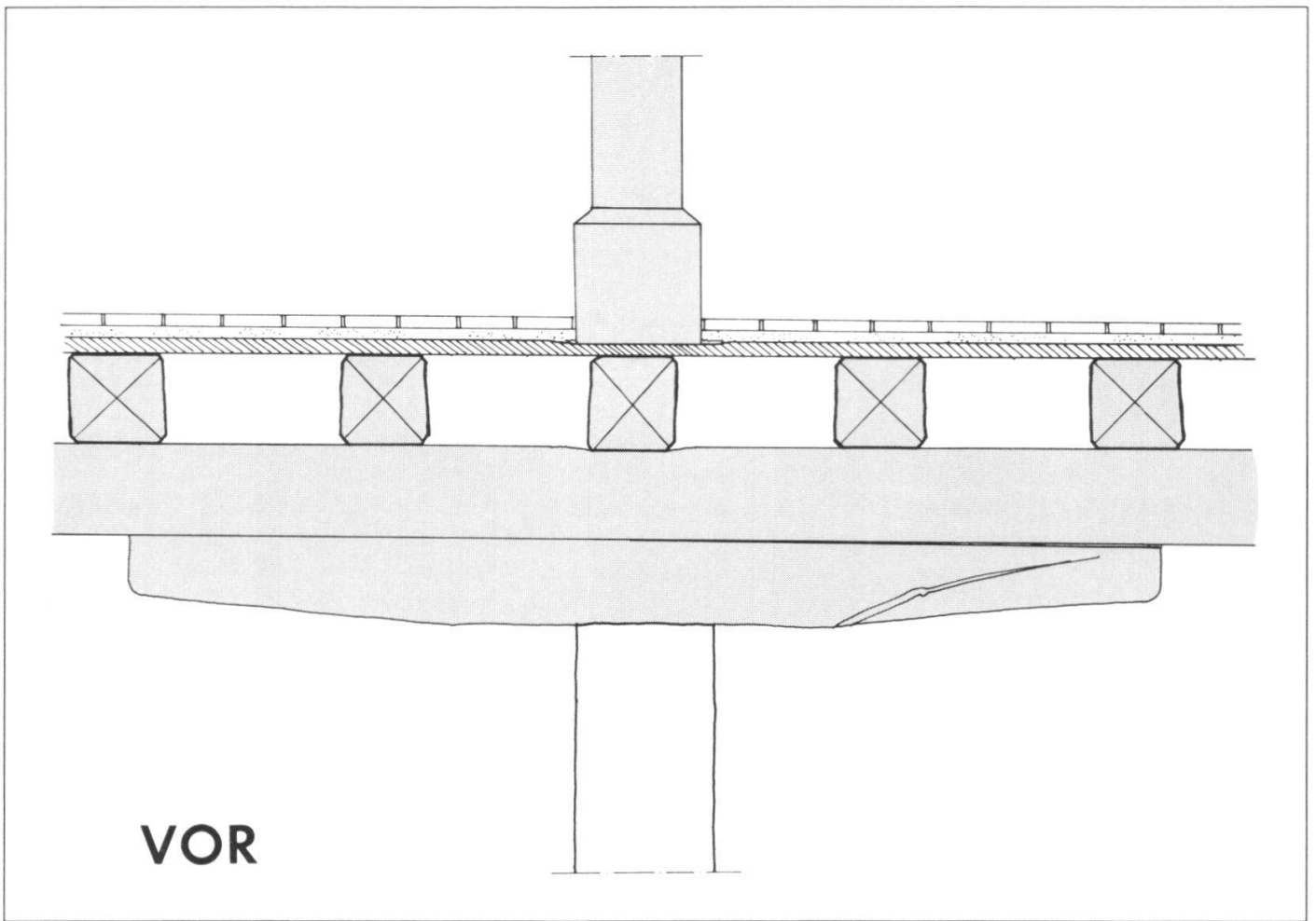


Abb. 1

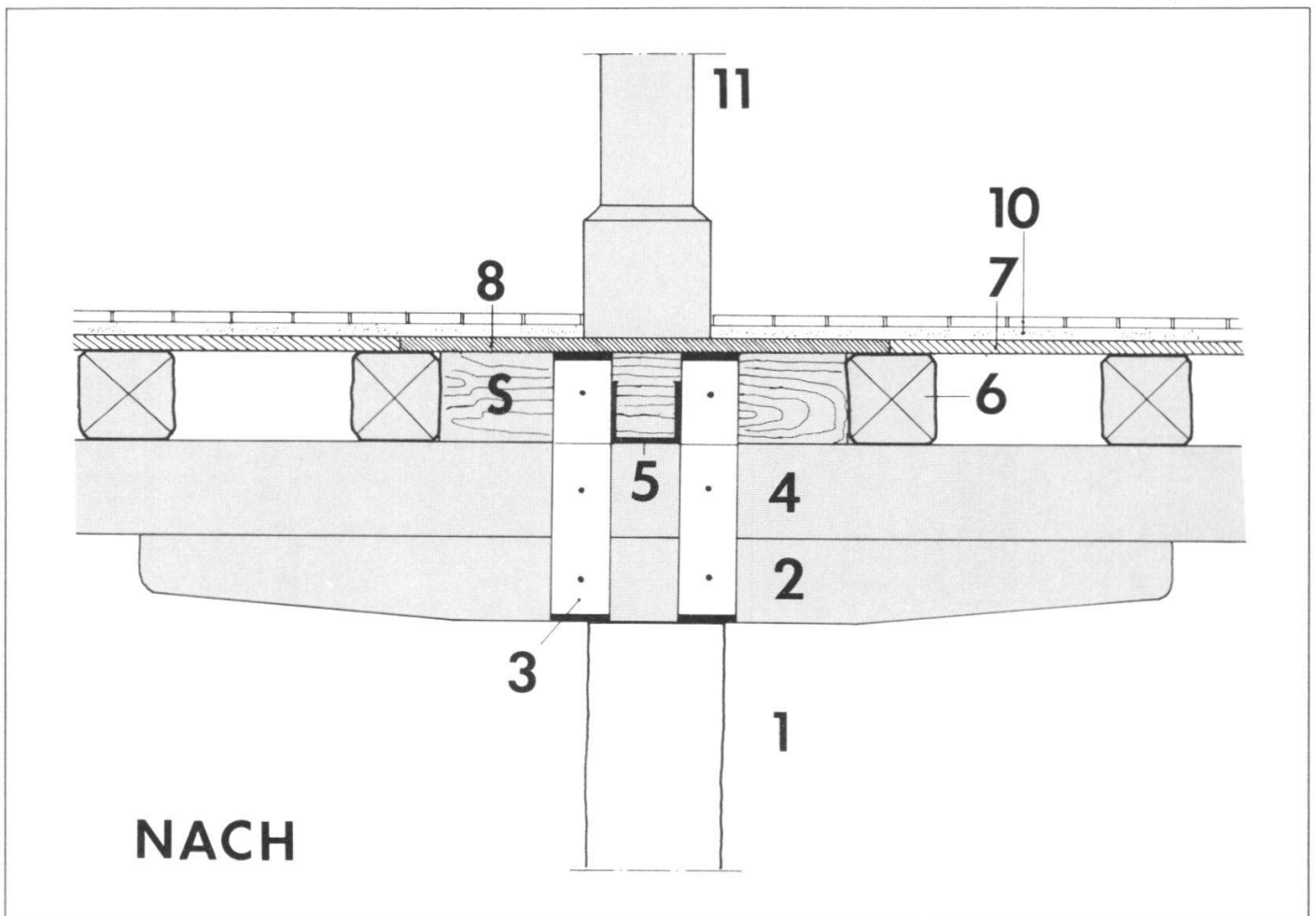


Abb. 3

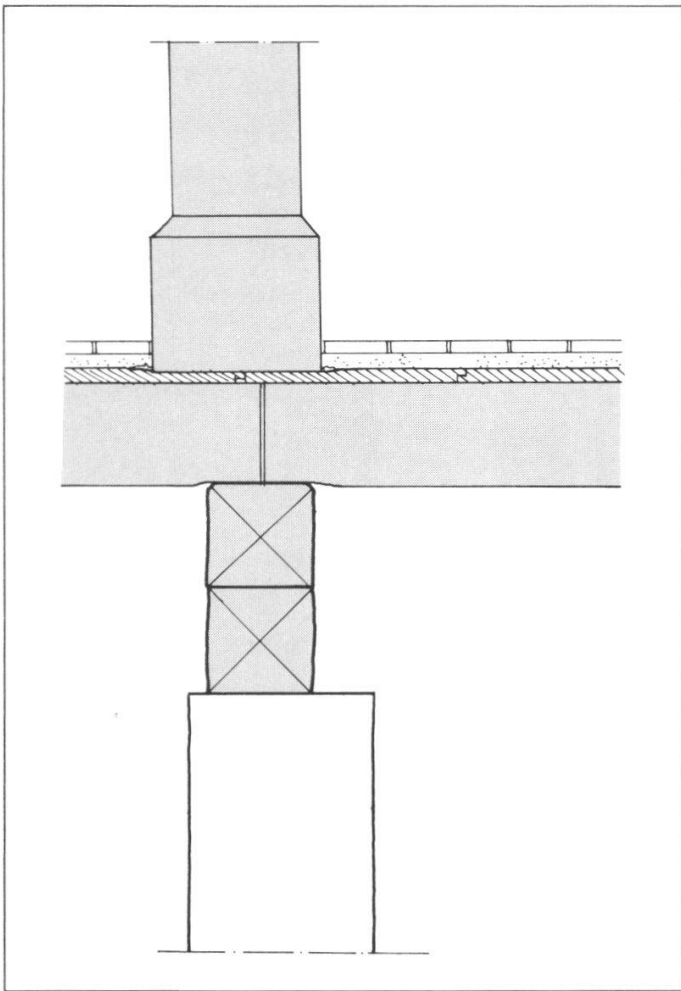


Abb. 2

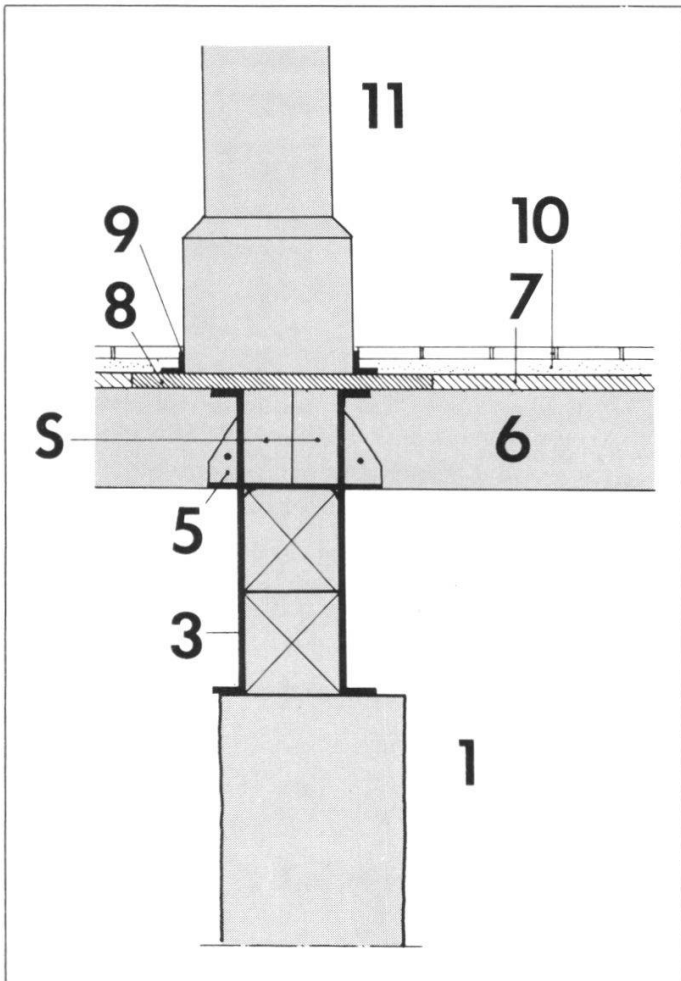


Abb. 4

Solothurn, Altes Zeughaus

Statische Sicherung

Das 1610–14 erbaute Alte Zeughaus von Solothurn birgt das bedeutendste Waffen- und Rüstungsmuseum der Schweiz. Es war 1971–76 innen und aussen restauriert worden. Der auf einem leicht trapezförmigen Grundriss von $29 \times 24,5$ resp. $28,5$ m sich erhebbende Bau weist nebst den Aussenmauern und dem Treppenturm keine gemauerten Teile auf. Die weitgespannten Holzbalkendecken ruhen auf einem Pfeilersystem, das im Erdgeschoss aus Stein, in den Obergeschossen aus Holz gefertigt ist.

1985 wurden bedeutende Mängel an der Statik festgestellt. Sie rührten daher, dass die Pfeiler zum Teil von Anfang an nicht genau übereinander standen und dass sich im Laufe der Zeit Deformationen ergeben hatten. Die Verformungen waren durch die Beheizung des Gebäudes seit 1974 gefördert worden. 1985 war eine Senkung der Stützen bis zu 8 cm und eine Abweichung von der Senkrechten bis zu 12 cm zu beobachten.

Nach der Anordnung provisorischer Sofortmassnahmen baulicher und betrieblicher Art wurde die Statik wie folgt saniert: Die Pfeiler wurden soweit als möglich und nötig senkrecht und übereinander gestellt. Der Tannenriemenboden wurde im Bereich der Pfeiler durch Eichenbretter ersetzt, die Pfeilerfüsse mittels Winkeleisen an den Eichenbrettern befestigt. Die unter den Holzpfeilern durchlaufenden Deckenbalken wurden im Bereich der Pfeiler ausgesägt und durch einen Eichensattel ersetzt. Der neue Eichensattel wurde mittels eiserner Laschen am alten Unterzug und am alten Sattelholz, beide in Eiche, befestigt. Damit ist die Statik stabilisiert, und der Museumsbetrieb kann im bisherigen Umfang weitergeführt werden.

Leitung: Kant. Hochbauamt, Architekt H. Steffen, und Ingenieurbüro Beer, Schubiger & Benguerel. Eidg. Experte: P. Felder, Aarau. Konsultanten: Professor Hans von Gunten, ETH Zürich, und Ingenieur A. J. Hämmerli, Wettingen. G. C.

Abb. 1–4: Schemaskizzen der statischen Sanierung.

1, 2: Ansichten einer Stützenabfolge EG – 1. OG vor dem Eingriff.

3, 4: Dieselben Ansichten nach dem Eingriff.

- 1 Steinpfeiler, EG;
- 2 Sattelholz, Eiche;
- 3 Eisenlaschen, verschraubt, neu;
- 4 Unterzug, Eiche;
- 5 Stahlschuh, neu (Auflager Balkenlage);
- 6 Balkenlage, Tanne;
- 7 Blindboden, Tanne;
- 8 Eichenbrett, neu;
- 9 Winkeleisen, seitliche Stabilisierung, neu;
- 10 Tonplatten in Kalkmörtelbett;
- 11 Eichenstütze, 1. OG;
- S Eichensattel, neu;

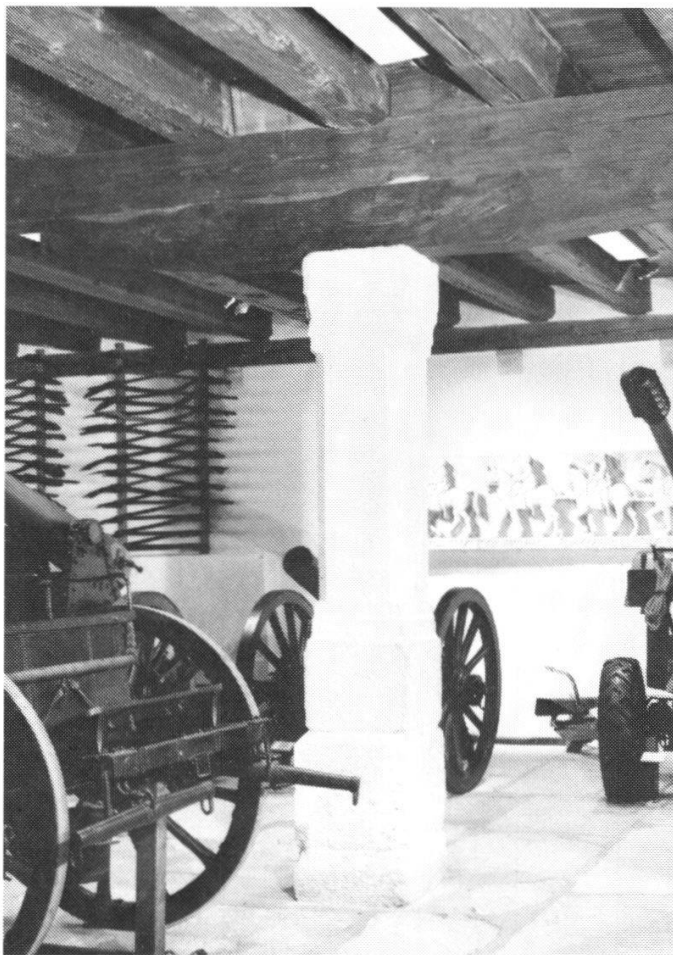


Abb.5

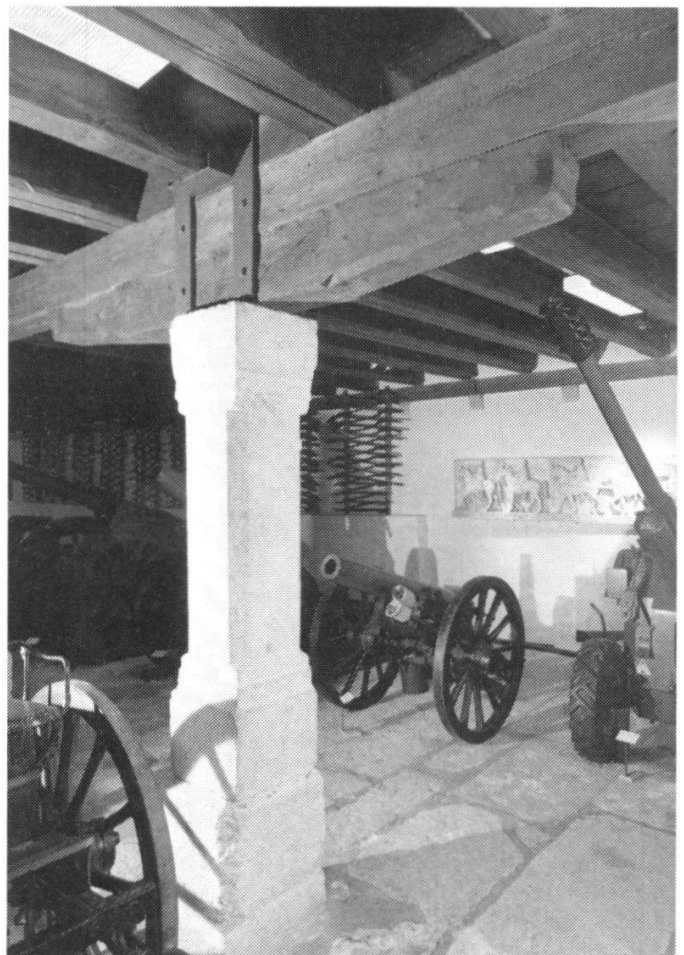


Abb.6

Abb. 5, 6: Eine Stütze im Erdgeschoss vor und nach dem Eingriff.

Solothurn, Kloster Namen Jesu

Im 1615–18 von Gregorius Bienkher errichteten Kernbau des Klosters wurden der Kreuzgang und der Kreuzgarten restauriert. 1986 fanden die äusseren, 1987 die inneren Arbeiten statt. An der Fassade wurden Entfeuchtungsmassnahmen getroffen, die Fenster- und Türeinfassungen aus Solothurner Kalkstein geflickt, einige neue Doppelverglasungsfenster eingesetzt, die Dachuntersicht geflickt und teilweise von einer späteren Verschalung befreit. Schliesslich wurde das Ganze mit Silikonfarbe gestrichen. Der Garten blieb in seiner Form und Substanz mit den geometrisch geschnittenen Buchseinfassungen bestehen.

Der Weg entlang den Fassaden bestand zum Teil aus einer Kieselpflasterung und zum Teil aus Beton- und anderen Platten. Die fremden Materialien wurden entfernt, und eine neue Pflasterung mit alten geköpften Kieselsteinen wurde erstellt. Im Innern ersetzte man einen ca. hundertjährigen Plättchenboden durch neue Tonplatten, flickte und strich die Wände, überholte das Holzwerk an der Decke und restaurierte eine barocke Kreuzigungsgruppe. Die Leitungen blieben über dem Verputz, so dass keine substanzerstörenden Spitzarbeiten notwendig waren. Die Beleuchtung mit einzelnen braun gestrichenen Spots ist sehr diskret und entspricht kapuzinischer Einfachheit. G. C.

Abb.1: Der Kreuzgarten und die Fassaden des Kreuzgangs nach der Restaurierung.

Abb. 2: Der Kreuzgang vor ...

Abb. 3: ... und nach der Restaurierung.



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3

Solothurn, altes Spital im oberen Winkel

Im Berichtsjahr wurden als 3. Etappe der Gesamtrestaurierung die aareseitigen Fassaden restauriert, nachdem 1981 die Dachsanierung und 1980/84 der Umbau des Westtraktes ausgeführt worden waren. Obwohl das Spital heute als einheitlicher Bau erscheint, ist es doch das Produkt eines schrittweisen Wachstums. Die Baugeschichte lässt sich wie folgt kurz zusammenfassen: (Abbildung 1)

- 1726–1729 Neubau des Spitals westlich der Kirche.
- 1.8.1734 Brand der Spitalkirche, des obersten Stockwerks und des Dachstuhls auf dem neuen Spital von 1726/29.
- 1735–1741 Wiederaufbau von Spital, Kirche und späterem Schwesternhaus nach Plänen des französischen Architekten Joseph Abeille.
- 1784–1788 Erste Erweiterung des Spitals nach Westen, gleichzeitig Entfernen der Decke zwischen 1. und 2. Obergeschoss und Einrichtung der hohen Krankensäle. Umbau des heutigen Schwesternhauses und Einzug der Spitalschwester.
- 1794–1800 Zweite Erweiterung des Spitals durch den heutigen Westtrakt nach Plänen des Architekten Paolo Antonio Pisoni.
- im 19. Jh. Diverse kleinere Umbauten im Zuge der Reorganisation des Spitalbetriebes.
- 1930 Nach dem Neubau des Bürgerspitals im Schöngrün Verwendung des nunmehr Alten Spitals zu Wohn- und Lagerzwecken.

putz. An den Ecken des Westtraktes war er mit breiten, grau gemalten Lisenen und gleichfarbigen Anstrichen auf den Fenster- und Türgewänden akzentuiert. Die hohen Rundbogenfenster im 1. Obergeschoss sind als Arkaden zu verstehen. Deshalb weisen sie keine Hausteingewände auf. Verputz und Fassadenfarbe liefen über die Fensterkanten hinweg bis auf die Fensterfront. Die ursprüngliche Situation wurde nach diesem Befund wiederhergestellt. Die wichtigste Veränderung, die man als ästhetische Verbesserung empfindet, ist die Wegnahme des Ziegelmantels am Westtrakt, der durch Handwerkerinschriften auf 1835 datiert war (Abb. 2). Die Fensterläden im obersten Geschoss wurden nach einer älteren Fotografie rot/weiss gestrichen. Seit der Fassadenrenovation ist das Alte Spital wieder in breiten Kreisen der Bevölkerung buchstäblich «zu Ansehen» gekommen, was eine wichtige Voraussetzung für die ihm zgedachte neue Funktion als regionales Begegnungszentrum ist.

Leitung: Bauamt der Einwohnergemeinde Solothurn, Architekt W. Stebler; für das Dach: Architekt E. Meier; für den Westtrakt: Architektengemeinschaft P. Burki und E. Meier; für die Fassade: Architekturbüro H. R. Bader + Partner. M. H.

Quellenhinweise zur Baugeschichte:

J. Kälin u. a., Der Bürgerspital Solothurn 1418–1930, Solothurn 1930.

M. Hochstrasser, diverse Typoskripte im Archiv der Kantonalen Denkmalpflege Solothurn.

Zur heutigen Fassadengestalt (Abb. 3/4)

Als 1981, aus Anlass der Dachrenovation, der Bau rundherum eingerüstet war, wurde die Gelegenheit für eine Fassadenuntersuchung benützt. Unter drei, stellenweise vier Fassungen war der ursprüngliche Verputz des 18. Jahrhunderts teilweise erhalten. Es handelte sich um einen glatten, weiss gekalkten Ver-

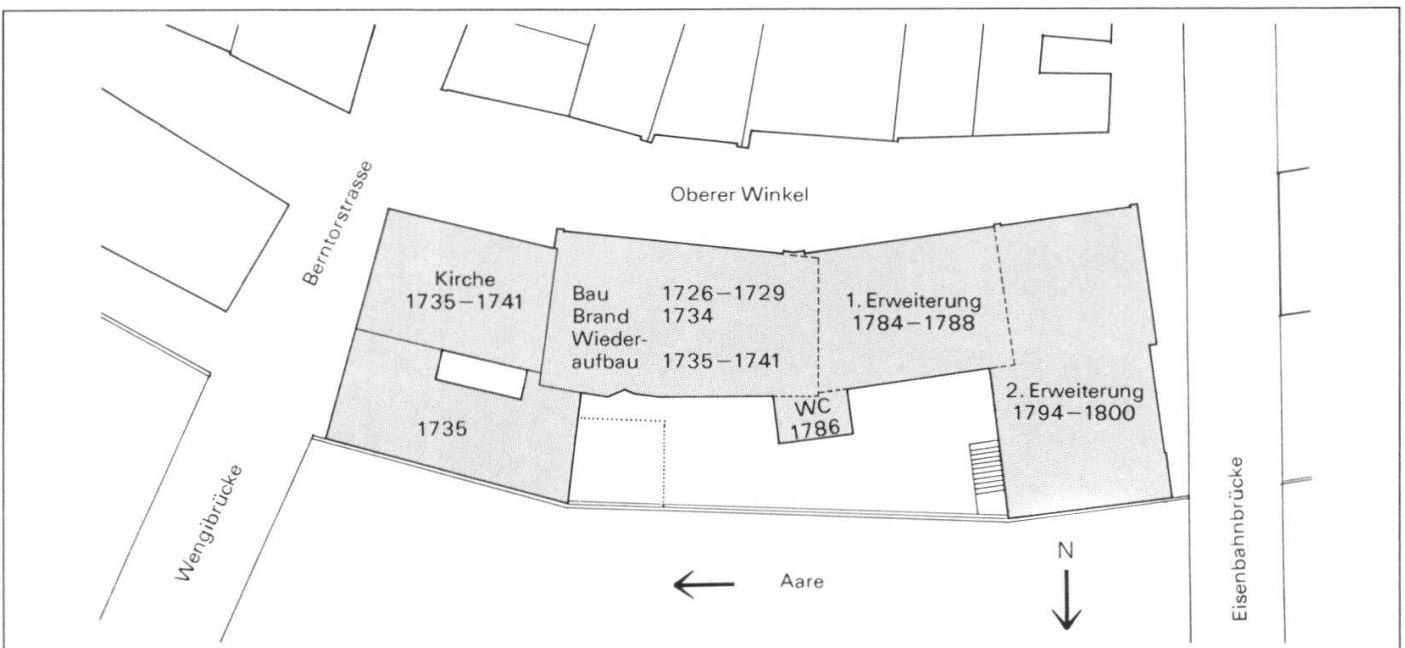


Abb. 1

Abb. 1: Das Alte Spital im obren Winkel, Ausschnitt aus dem Situationsplan 1:1000. Norden unten. Wachstumsphasen 1727–1800.

Abb. 2: Eine der Handwerkerinschriften, die unter dem Ziegelmantel an der Nordfassade des Westtraktes zum Vorschein kamen. Es steht zu lesen: «Franz Tschan... Kucheannis Sohn 1835».

Abb. 3: Die nach der Aare orientierte Nordfassade des Alten Spitals vor ...

Abb. 4: ...und nach der Fassaden- und Dachrenovation.



Abb. 2

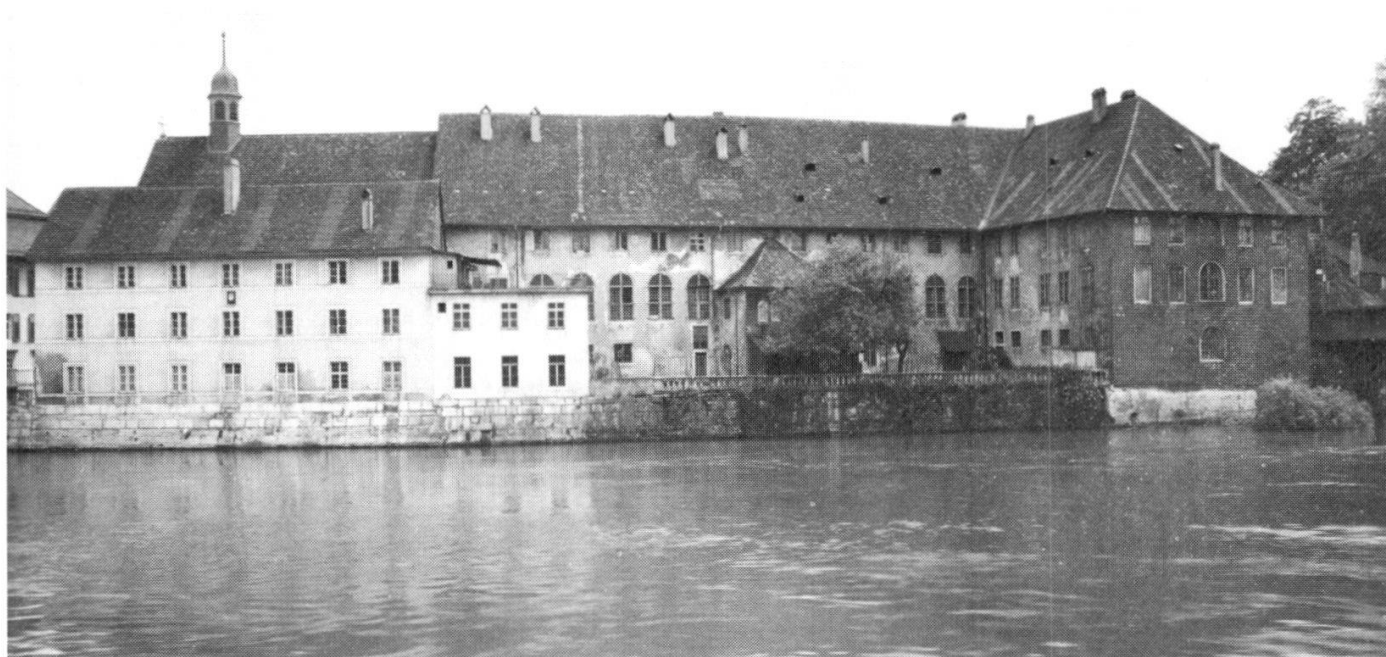


Abb. 3



Abb. 4

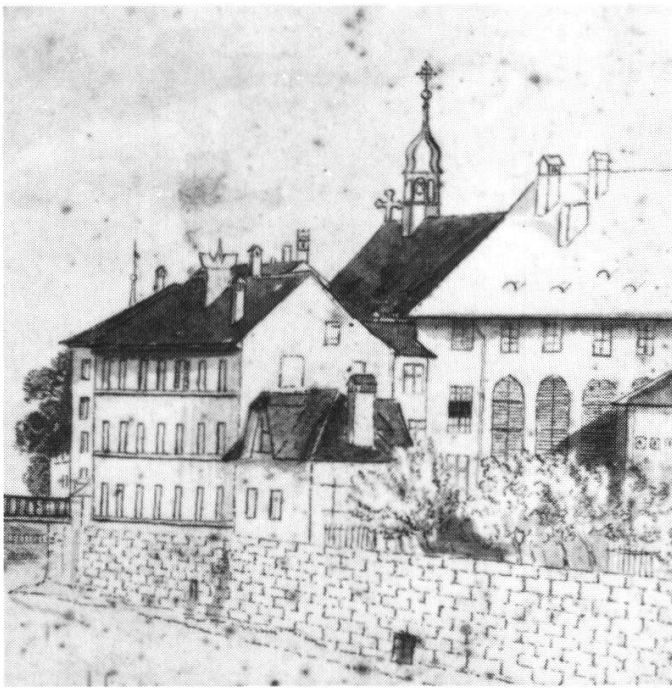


Abb. 1

Solothurn, Spitalschwesternhaus

Der Spitalkirche nördlich vorgelagert steht, direkt am Aarebord, das Spitalschwesternhaus (Abb. 1–3). 1735 als Unterkunft für die Angestellten des nebenliegenden Spitals nach Plänen des französischen Architekten Joseph Abeille erbaut, wurde es 1787/88 zum Sitz für die aus Pruntrut zugezogenen Ordensschwester umgestaltet. Diesen Dienst versah es bis 1930. Seither wohnen hier Angestellte des Bürgerspitals.

Der Kanton hat als Eigentümer, angeregt durch die Renovationsarbeiten am Alten Spital durch die Einwohnergemeinde, nun auch das Schwesternhaus aufgefrischt. Wichtige Neuerungen bedeuteten die Einrichtung von Nasszellen für die Einzelzimmer, die Installation einer neuen Heizungsanlage und verschiedene kleinere räumliche Umdisponierungen. Zudem mussten sämtliche Böden im Erdgeschoss erneuert werden, da sie durch die hohe Grundfeuchte arg in Mitleidenschaft gezogen waren. Der kleine Innenhof wurde von verschiedenen jüngeren Verbauungen befreit. Er ist dadurch transparenter geworden und erfüllt seine angestammte Funktion als Lichthof wieder in überzeugender und anschaulicher Weise.

Äusseres:

Der auffällige Flachdachanbau auf der Westseite aus dem Jahre 1883 wurde abgebrochen (Abb. 2). Ferner wurden die Fassaden renoviert und in Ermangelung älterer Befunde dem Alten Spital angepasst. Die Fenster (mehrheitlich alte Einfachverglasungen aus dem 19. Jahrhundert) wurden durch doppelt verglaste neue ersetzt und wieder mit der Sprossenteilung des 18. Jahrhunderts versehen. Um die ehemalige Zugehörigkeit zum Spital äusserlich sichtbar zu machen und um die Fassade mit ihren weit gesprengten Fensterachsen etwas zu beleben, versah man die Fenster mit den gleichen in den Solothurner Standesfarben



Abb. 2

rot/weiss gestreiften Läden wie das 2. Obergeschoss des Spitals (Abb. 3).

Inneres:

Die Interieurs, geprägt durch helle Gipsdecken, Parkettböden, Sockeltäfer und gestemte Türen, stammen mehrheitlich aus der spätbarocken Umbauphase von 1787/88 (Abb. 4). Sie blieben vollumfänglich erhalten. Daneben wurden einige jüngere Zutaten respektvoll behandelt, so etwa die Ausgestaltung des Korridors im 1. Obergeschoss von ca. 1930 mit Dekorationsmalereien in einer Mischung von Art deco und Heimatstil (Abb. 5).

Quellenhinweise zur Baugeschichte:

siehe «Altes Spital».

Leitung: Kantonales Hochbauamt, Herr M. Hediger;
Architekt E. Meier.

G. C./M. H.

Abb. 1: Schwesternhaus mit im Westen angebautem Waschhaus, um 1790.

Abb. 2: Das Schwesternhaus mit der 1883 neu erstellten und 1986 abgebrochenen Dampfwascherei, um 1920/25.

Abb. 3: Das Schwesternhaus im heutigen Zustand, nach der Renovation von 1987.

Abb. 4: Aufenthaltsraum im Erdgeschoss mit spätbarocker Ausstattung nach der Restaurierung.

Abb. 5: Korridor im ersten Stock mit Art-deco-Malereien.

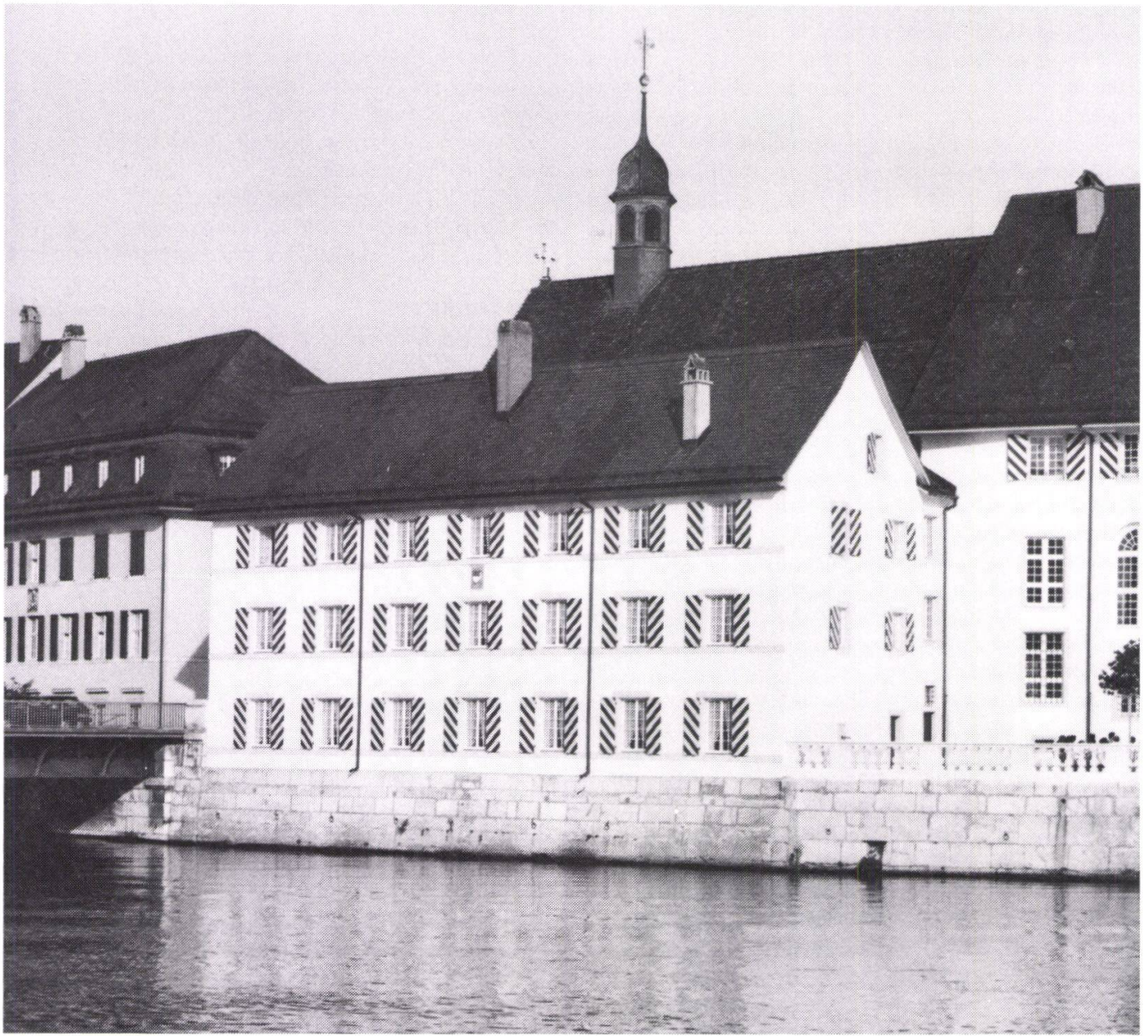


Abb.3

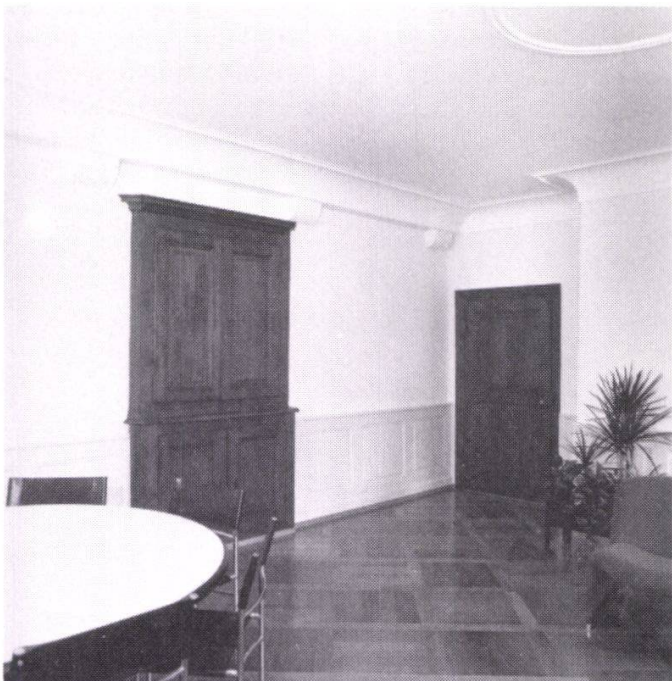


Abb.4

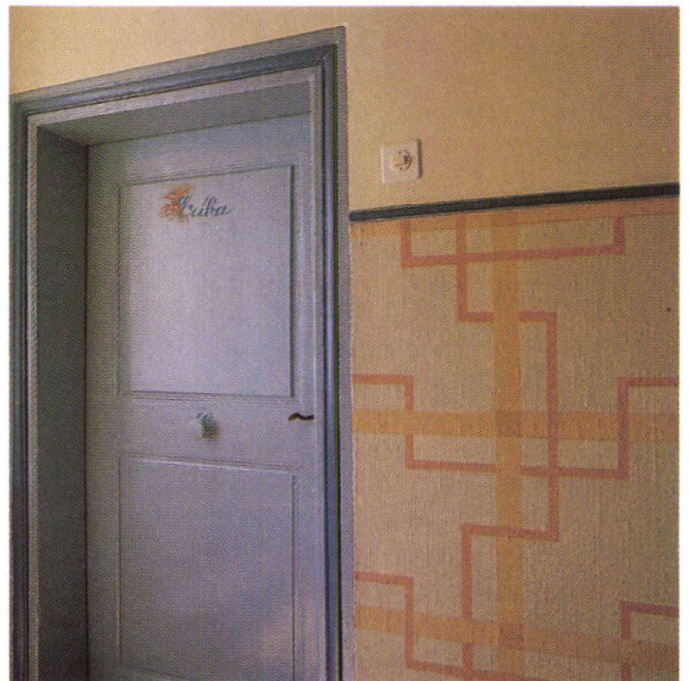


Abb.5

Solothurn, Haus St. Urbangasse 67

Das Haus zählt zu jenen Bauten, die in spätgotischer Zeit auf den letzten Bauplätzen innerhalb der Stadtmauern errichtet worden sind (*Abb. 1*). Es ist von der Stadtinnenseite her an die Wehrmauer angebaut. Seit rund zehn Jahren wird es sanft und schrittweise renoviert. Die zahlreichen Beobachtungen, die während dieser Zeit angestellt werden konnten, lassen eine interessante Baugeschichte erschliessen, die für andere ähnliche Häuser entlang der Stadtmauern repräsentativ sein dürfte.

Die Wehrmauer

Die nördliche Stadtmauer, an die das Haus angebaut ist, erreicht, ab heutigem Gartenniveau gemessen, eine Höhe von rund dreizehn Metern. Anfänglich war sie mit 7–7,5 Metern deutlich niedriger. Sie ist ein oder zweimal bis auf die jetzige Höhe aufgestockt worden. Der Zinnenbereich aus der jüngeren Aufstockungsphase der Mauer (mittleres 15. Jahrhundert?) ist vollständig erhalten und vom Estrich des Hauses aus klar ablesbar. Die nach Norden orientierten Fenster sitzen hier oben genau in den Zinnenöffnungen, die ursprünglich doppelt so breit waren wie heute (*Abb. 2*). Die Verschmälerung der Zinnenschlitze auf die halbe Breite erfolgte wahrscheinlich im Verlauf des 16. Jahrhunderts, (sie konnte jüngst auch an der östlichen Stadtmauer, im Bereich des Hauses Riedholzplatz 22 festgestellt werden). In diese neu aufgemauerten Zinnen hat man vereinzelt Schlüsselcharten eingesetzt. Eine von ihnen ist im Bereich des Hauses St. Urbangasse 67 noch vorhanden. Sie wurde allerdings um 1920/30 bei der Renovation der Nordfassade von aussen her zugemauert. Die Wehrmauer misst an der Basis 1,10 m und verjüngt sich nach oben auf die halbe Stärke von 55 cm. Der daraus resultierende Maueranzug war wohl ursprünglich gleichmässig auf Innen- und Aussenseite verteilt. Heute neigt sich der untere, ältere Teil der Mauer beträchtlich nach innen, was wahrscheinlich auf einen schlechten Baugrund oder eine ungenügende Fundation zurückzuführen ist. Die äussere Mauerschale des ältesten Teils besteht aus grossen Kalksteinquadern, die in der Regel bis in die halbe Mauerstärke hineinreichen. Sie sind unter dem 1920/30 angeworfenen Kieselputz verborgen. Der jüngere, obere Teil der Mauer ist mit Bruchsteinen kleineren Formates aufgeführt. Im Zinnenbereich fanden vorwiegend Tuffsteine (für die Leibungen) und Feldlesesteine Verwendung. Regelmässig angeordnete Balkenlöcher enthalten Reste von Eichenbalken, deren Oberkante ungefähr 1 m unter der alten Brüstungshöhe der Zinne liegt. Sie dürften Reste des ehemaligen hölzernen Wehrgangs sein, der einer Laube gleich der Innenseite der Stadtmauer entlang lief. Hinweise auf eine Datierung der ältesten Teile der Mauer lassen sich indirekt durch die Reste eines Töpferofens erschliessen.

Der Töpferofen

Im Sommer 1986 wurde im nördlichen Teil des geschosses ein jüngerer, hoch liegender Beton entfernt. Die Kantonsarchäologie führte aus diesem Anlass und weil ältere Bodenniveaus und Pfosten zum Vorschein kamen, eine kleinere Grabung durch. Bei Unterfangungsarbeiten unter der westlichen Brandmauer wurden Reste eines Brennofens freigelegt. Diese liessen sich mit lehmigen und verrussten Benützungsschichten in Verbindung bringen, die im Osten an die Ofenreste anstiessen. Die Benützungsschichten wiesen stellenweise eine Mächtigkeit von 30–40 cm auf, was auf eine langjährige Betriebszeit des Ofens deutet. Kleine, teilweise offenbar unbenützte Öllämpchen aus Ton und Ofenschelffragmente, die in dieser Benützungsschicht lagen, dürften Fabrikate aus dem gefundenen Brennstein sein (*Abb. 3*). Den Ofen hatte man an die Innenseite der Stadtmauer angebaut. Er war leicht versenkt, sodass eine kleine Rampe nötig war, die von Osten zum Einfeuerungsloch führte. Seitlich war die Rampe von zwei kurzen Flügelmauern begleitet, wohl in erster Linie das anstehende Terrain abstützen, vielleicht aber auch als Schwellenauflage für eine Bedachung des Ofens dienten (*Abb. 4*). Der Ofen eindeutig keinen Bezug zur heutigen Grundstückparzellierung nimmt und sein Abbruch wahrscheinlich im Vorfeld der Errichtung der westlichen Brandmauer des Hauses steht, ist er älter als die meisten Teile des heutigen Hauses. Die oben erwähnten Öllämpchen, die wahrscheinlich hier am Platz hergestellt worden sind, lassen sich vom Typus her grob auf die Zeit des 13./14. Jahrhunderts datieren. Der Brennofen war offenbar mit Hohlziegeln gedeckt und aus zahlreichen Ziegelfragmenten hervorgeht, die zusammen mit dem Abbruchmaterial des Ofens vorwiegend Backsteine des Formates ca. 30/14/6,5 cm zum Planieren des Baugrundes verwendet worden sind. Im Terrain vor dem Ofen sind bei der Grabung zahlreiche runde, senkrecht in den Boden getriebene Löcher aufgefallen. Man konnte sie in keinen Reihen zueinander setzen. Es ist deshalb schwierig, die Funktion zu deuten. (siehe dazu: Hp. Spycher: Solothurn, Haus St. Urbangasse 67 in: Archäologie des Kantons Solothurn Nr. 5, 1987, S. 166f.)

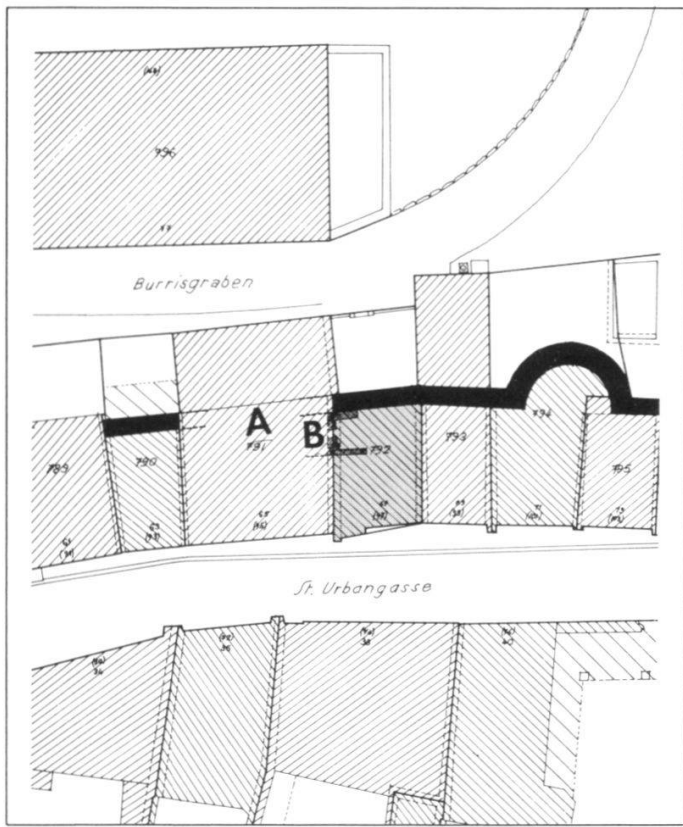


Abb. 1

Abb. 1: Situationsplan
 grau = Haus St. Urbangasse 67
 schwarz = mittelalterliche Stadtmauer,
 A im Haus St. Urbangasse 65: 1899 beim Neubau
 der Nordfassade abgebrochen.
 B Reste eines Brennofens unter der Brandmauer
 zwischen den beiden Häusern St. Urbangasse
 65 und 67. Einfeuerungsfront und seitliche
 Flügelmäuerchen 1986 ergraben. Der Ofen
 selbst ist wahrscheinlich beim Bau der
 Kellertreppe im Haus 65 (1899?) zerstört
 worden.

Abb. 2: links: Nordfassade St. Urbangasse 67,
 Bestandsaufnahme 1986/88
 rechts: Reste der nördlichen Stadtmauer,
 Rekonstruierte Aussenansicht nach Befunden
 an der Innenseite.

- = 13. Jahrhundert (?)
- = 14./15. Jahrhundert (?), eventuell in zwei
Etappen aufgeführt.
- = Aufhöhung der Brüstungen
- = Nachträgliche Verschmälerung der
Zinnenschlitze
- A = Schlüsselscharte

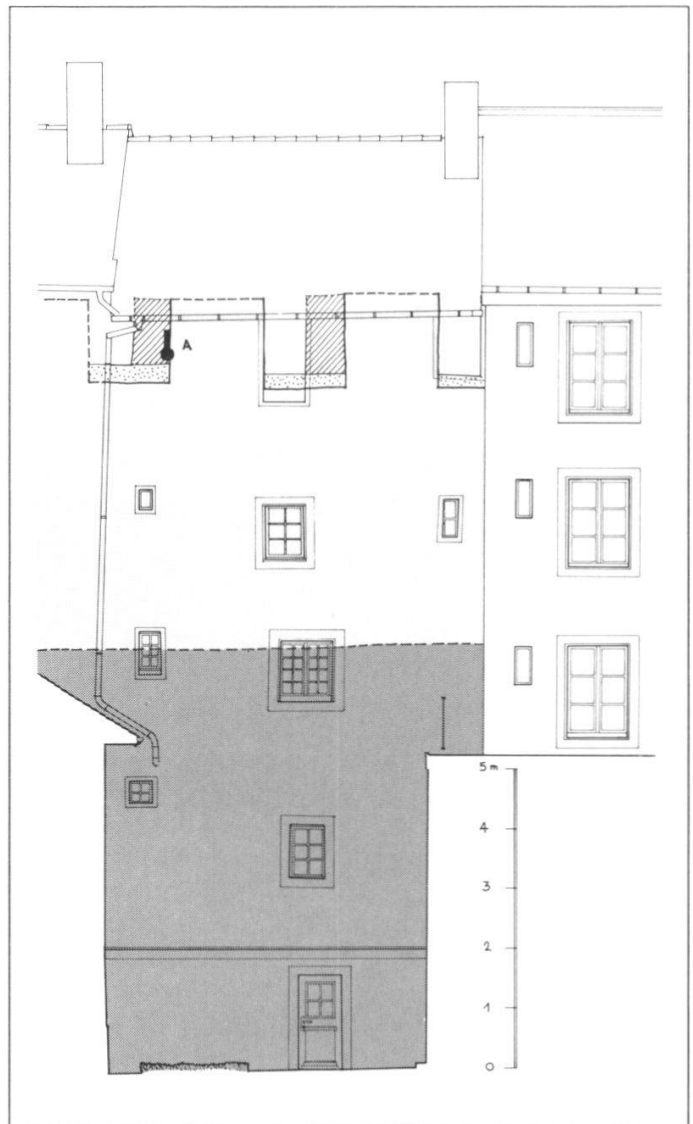
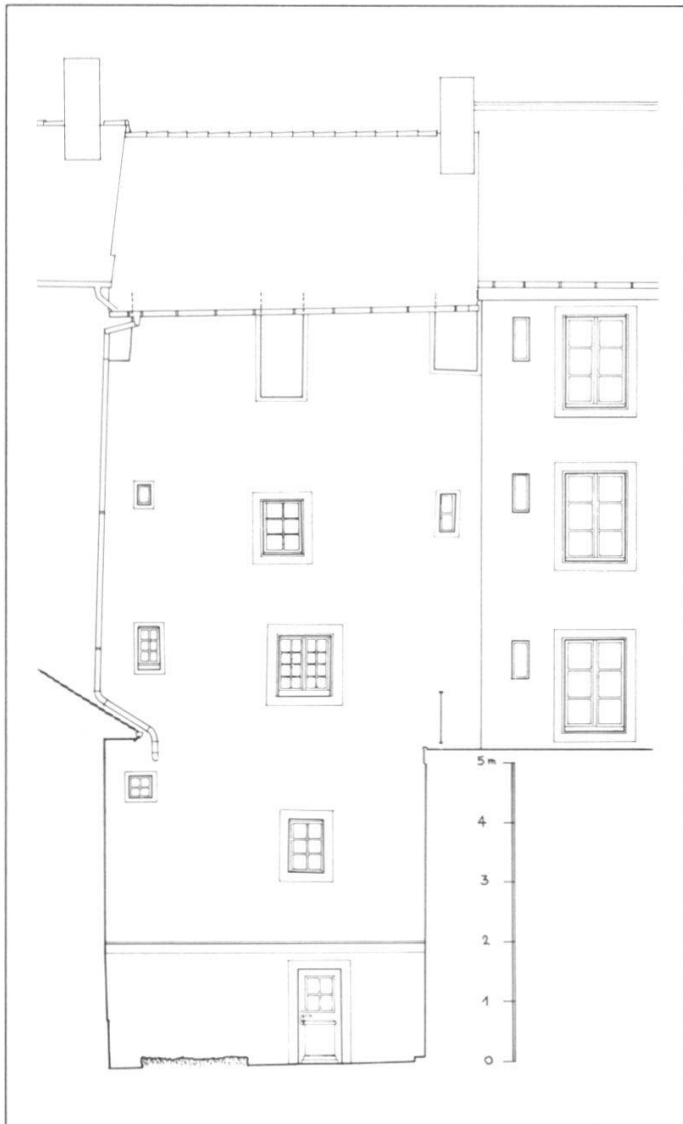


Abb. 2

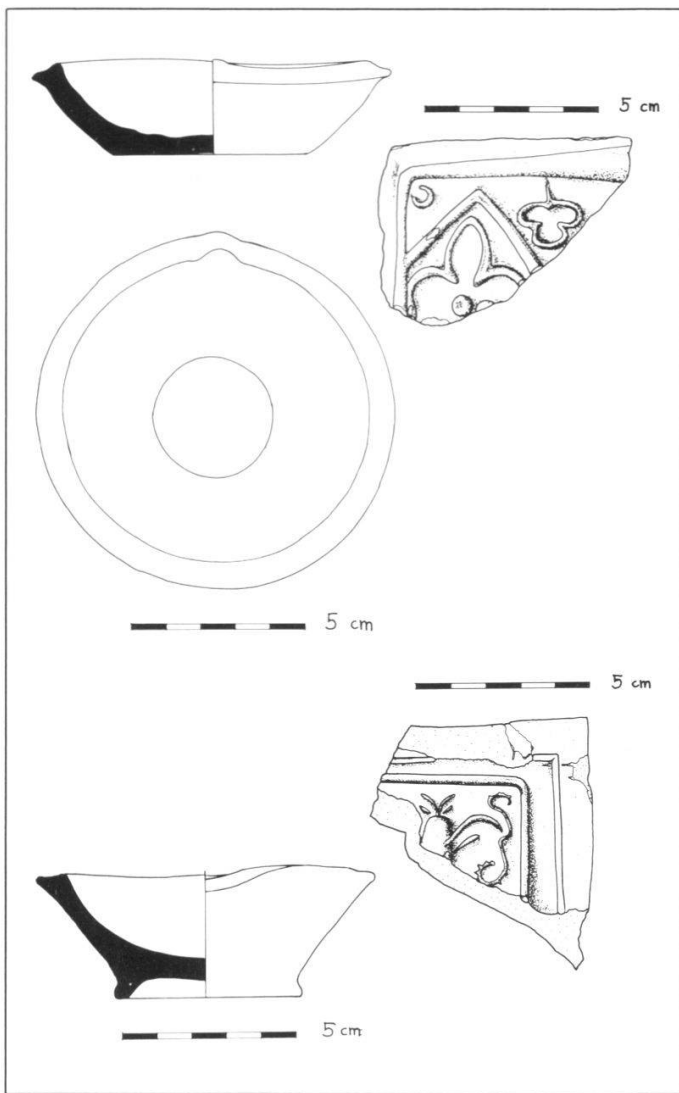


Abb.3

Abb. 3: Öllämpchen und Ofenkachelfragmente, aus dem 13./14.Jahrhundert, gefunden in der Benützungsschicht vor dem Brennofen.

Abb. 4: Der Brennofen, Grundriss und Frontalansicht der Reste unter der westlichen Brandmauer.

- I Fundament Stadtmauer (13. Jahrh.?)
- II Bodenvertiefungen, wohl Luftkanäle einer Vorgängeranlage, aufgefüllt durch Benützungsschichten zu III
- III Reste eines (Keramik?)-Brennofens. Erhalten sind die Ostfront mit dem Einfeuerungsloch und die über Eck mit dieser im Verband gemauerten Flügelmauern (F1 und F2) (Mitte 14. Jahrhundert?)
- IV Vormauerung vor die Innenseite der Stadtmauer I, sitzt auf Abbruchschutt von III (wahrscheinlich um 1420)

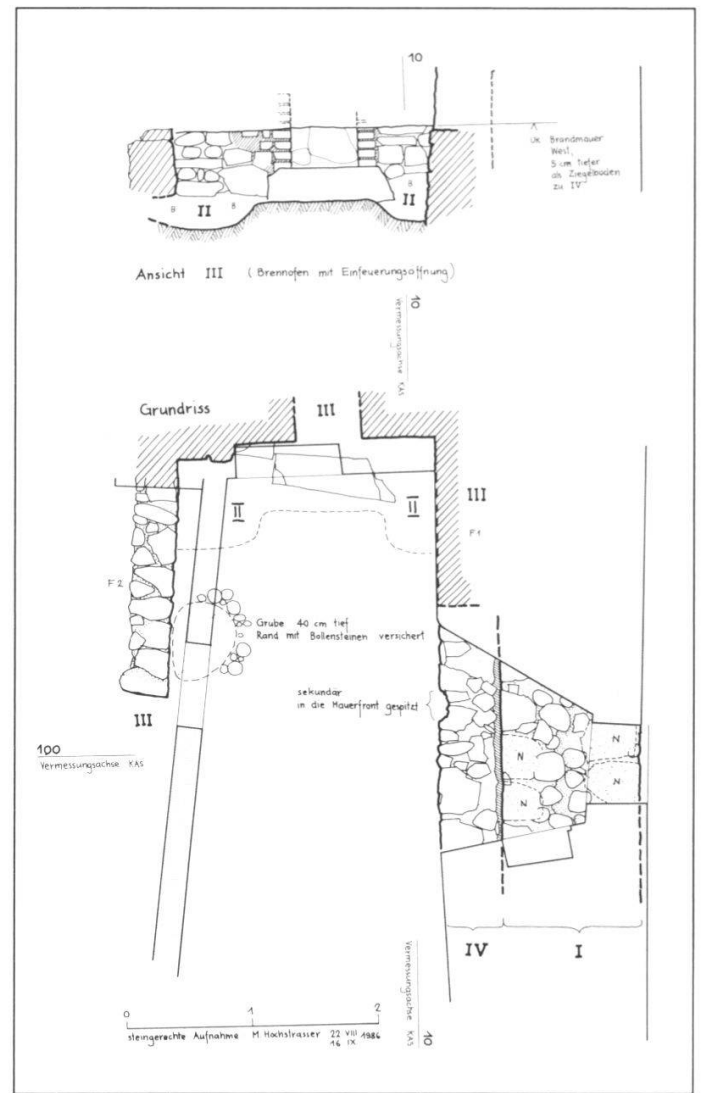


Abb.4

Älteste Teile des heutigen Hauses (um 1420).

Über den Zeitpunkt der Errichtung eines ersten Hauses sind wir durch eine Dendroprobe relativ gut unterrichtet. Offenbar um 1420 wurde ein zweigeschossiges Haus mit massiven seitlichen Brandmauern errichtet. Das Haus war mit einem relativ flach geneigten Pultdach gedeckt. Sein Negativ liess sich bei den Renovationsarbeiten im 2. Obergeschoss an der östlichen Brandmauer deutlich fassen (Abb. 5). Über das sonstige Aussehen des Hauses wissen wir wenig. Bei der Datierung stützen wir uns auf das Ergebnis der dendrochronologisch untersuchten Probe einer Spolie, die zuletzt als Schwelle der Stubenrückwand im 2. Obergeschoss diente. Es dürfte sich um die Schwelle einer ehemals vorkragenden Obergeschoss-Fassade handeln. (Abb. 7)

Erste Aufstockung (1480er Jahre)

Gute zwei Generationen später, in den 1480er Jahren, wurde das Haus ein erstes Mal aufgestockt. Es bestand nun aus Erdgeschoss und zwei Obergeschossen. Es erhielt eine neue Dachkonstruktion mit etwas steiler geneigter Dachfläche, von der grössere Reste in der westlichen Brandmauer im 3. Obergeschoss beobachtet werden konnten. Nägel im dort erhaltenen Sparren weisen auf einen Lattenabstand von 35 cm und damit auf eine einstige Eindeckung mit Hohlzie-

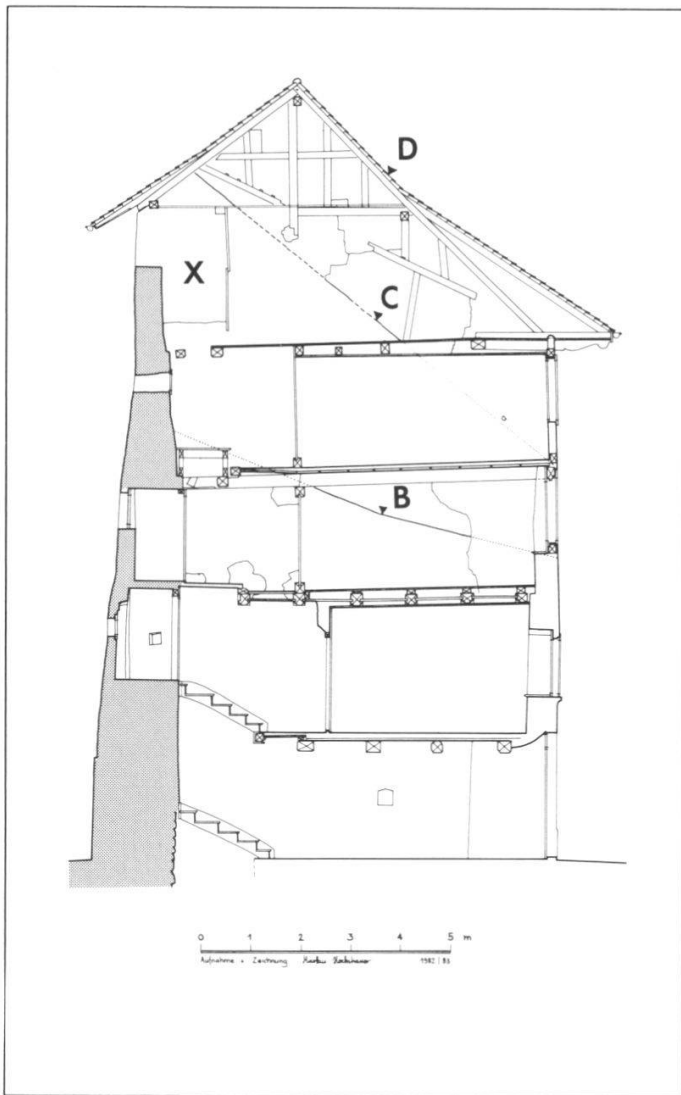


Abb. 5

geln (Klosterziegel) hin. Die Mittelpfette ist in situ erhalten und versieht dort als Deckenbalken über dem 3. Obergeschoss ihren Dienst. Regelmässige Ausnehmungen und Nagellöcher auf der einen Oberkante stammen von der Befestigung der ehemaligen Sparren.

Besonders interessant ist, dass die Konstruktionselemente dieser Aufstockung im Aufriss in ein Rasternetz von 5mal 8 Einheiten passen. Schlüsselte man diese Einheiten auf, so erhält man indirekt ein Werkmass (Schuh?) von genau 31,5 cm (Abb. 6/8). Wahrscheinlich sind die ausgewogenen Proportionen und das ruhige Erscheinungsbild älterer Bauten oft keine Zufälligkeit, sondern beruhen auf Grundrastern, einer Art Modulsystem, das diese Bauten prägt und «zeichnet».

Die Stadtmauer existierte zum Zeitpunkt der ersten Aufstockung des Hauses bereits in ihrer heutigen Höhe, denn die damals entstandene stehende Dachkonstruktion setzt sie voraus. Der hölzerne Wehrgang wurde in den Dachraum inkorporiert, wo er nun verdeckt seinen Dienst weiter erfüllte (Abb. 5). Die Datierung der ersten Aufstockungsphase in die Zeit der 1480er Jahre stützt sich wiederum auf das Resultat einer dendrochronologisch bestimmten Holzprobe. Sie stammt vom Blindboden auf der Decke über dem 2. Obergeschoss.

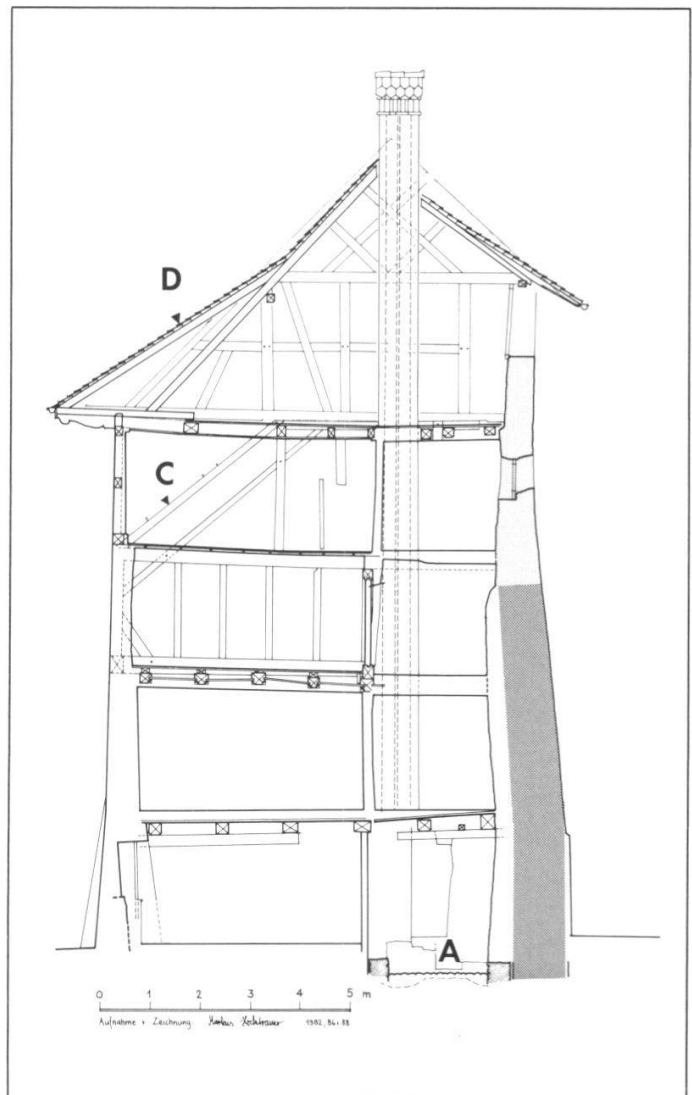


Abb. 6

Abb. 5: Querschnitt, Blick an die östliche Brandmauer.

- B Dachnegativ des ersten Hauses (um 1420)
- C Dachnegativ zur ersten Aufstockung (ca. 1480)
- D heutige Dachkonstruktion (um 1765/70)
- X ehemaliger Durchlass für den Wehrgang

Abb. 6: Querschnitt, Blick an die westliche Brandmauer, vergleiche auch Abb. b) rechts.

- Wehrmauer (13. Jahrhundert?)
- jüngere Erhöhungen der Wehrmauer (14./15. Jahrhundert?)
- A Reste des Brennofens
- C Dachkonstruktionsreste zur Aufstockungsphase (um 1480)
- D heutige Dachkonstruktion (um 1765/70)

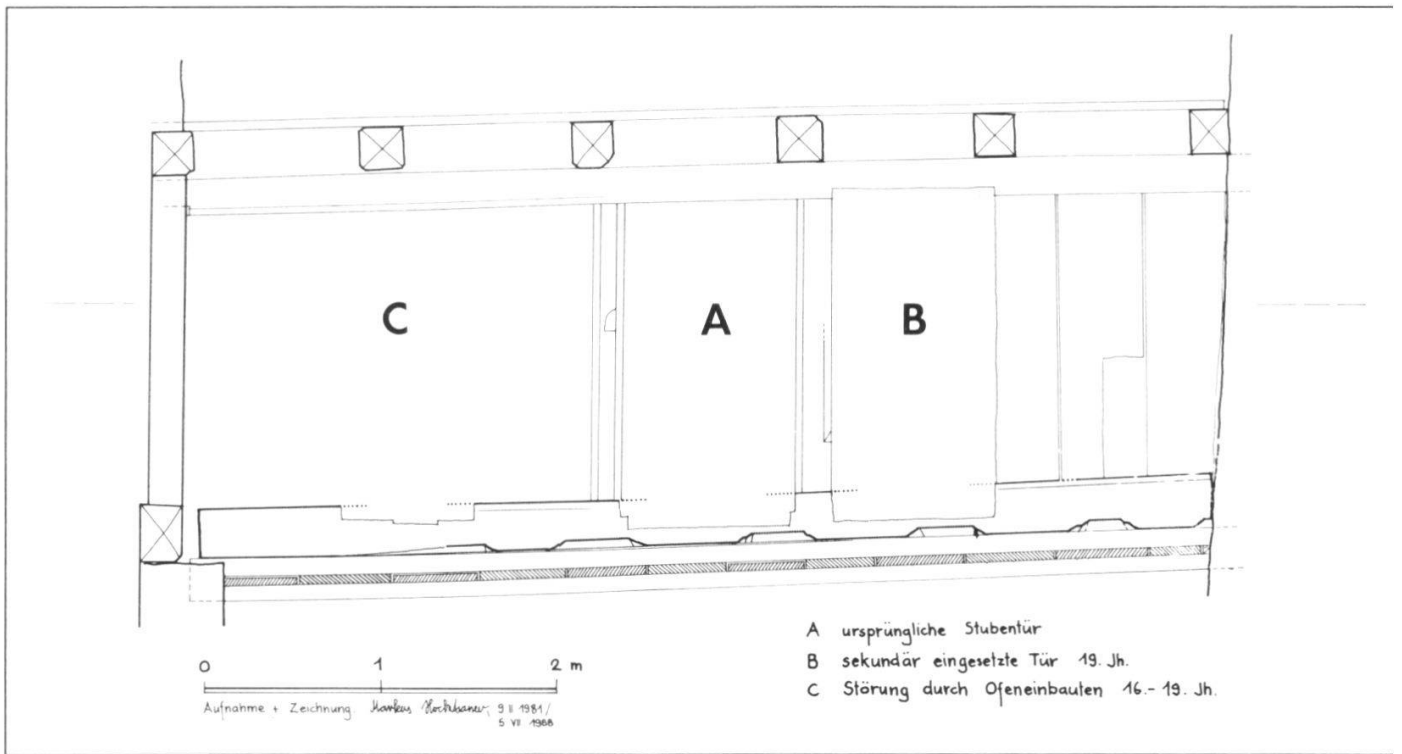


Abb.7

Abb. 7: 2. Obergeschoss, Rückwand des grossen Zimmers, Bestandesaufnahme.

Grau gerastert die sekundär verwendete Schwelle mit regelmässigen Abfasungen an der Unterkante, dendrochronologisch 1419 datiert.

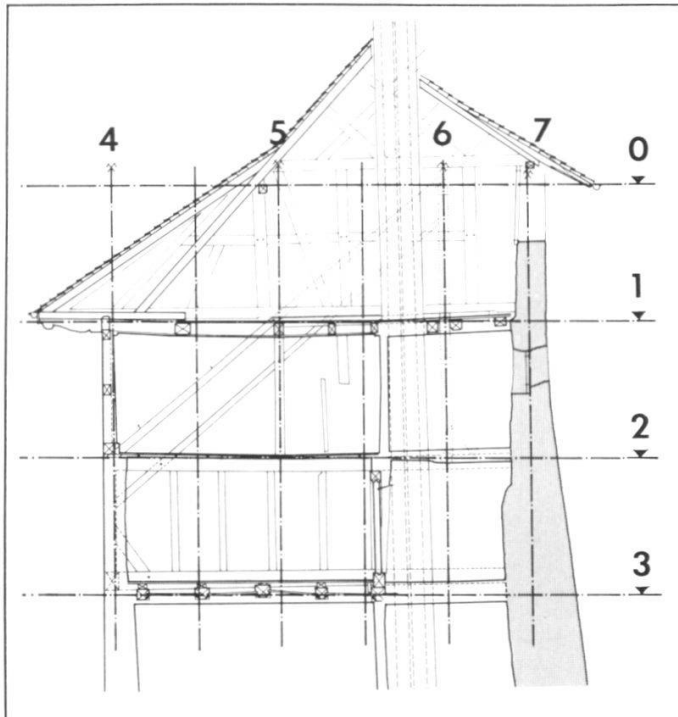


Abb. 8: Das Rasternetz von 5x8 Einheiten, das sich über den Bauteilen von ca. 1480 rekonstruieren lässt (Ausschnitt aus Abbildung 6)

Legende:

- = bestehende Bauteile von ca. 1480
- = rekonstruierbare Bauteile von ca. 1480

Die Passpunkte im Rasternetz sind folgende:

Horizontal:

- O = Oberkante (OK) rekonstruierbare Firstpfette
- 1 = OK vorhandene Mittelpfette
- 2 = OK vorhandene Balkendecke über 2. Obergeschoss
- 3 = frühere OK Decke über 1. Obergeschoss?

Vertikal:

- 4 = Innerkant. Fassadenwand 2. Obergeschoss
- 5 = Mittelachse Mittelpfette
- 6 = Mittelachse Firstständer
- 7 = Mittelachse Wehrmauer

Abb.8

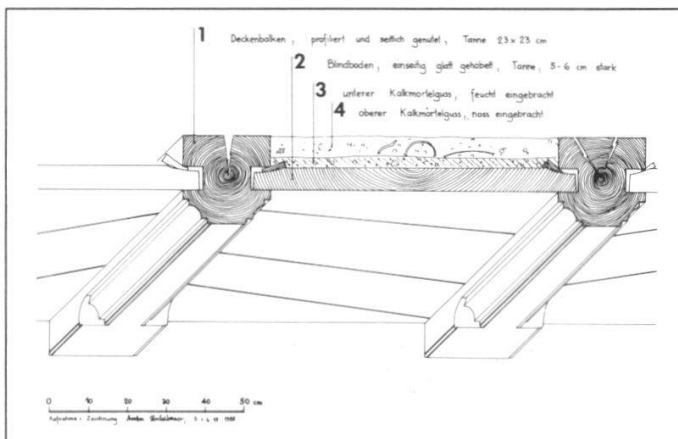


Abb. 9: Sichtbalkendecke von ca. 1570 über dem 1. Obergeschoss.

Abb.9

Abb. 10: Die Gassenfassade, vor der Dachrenovation



Abb. 10

Umbau in den 1570er Jahren

Rund 100 Jahre nach der ersten Aufstockung erfolgte in den 1570er Jahren ein grösserer Umbau des Hauses. Die Gassenfassade wurde dem Zeitgeschmack entsprechend umgestaltet. Im 1. Obergeschoss erhielt die Stube ein Staffelfenster mit gekehltem Sandsteingewände. Im 2. Obergeschoss entstand offenbar eine

Sichtriegfassade, in die das heutige Dreierfenster mit gekehltem Eichenholzgewände gesetzt wurde (Abb. 10).

Auch das Innere wurde umgestaltet. Man zog über dem 1. Stock eine fein profilierte Sichtbalkendecke ein (Abb. 9). Der Raum im 2. Obergeschoss wurde ausgebaut. Die alte Balkendecke wurde vertäfert

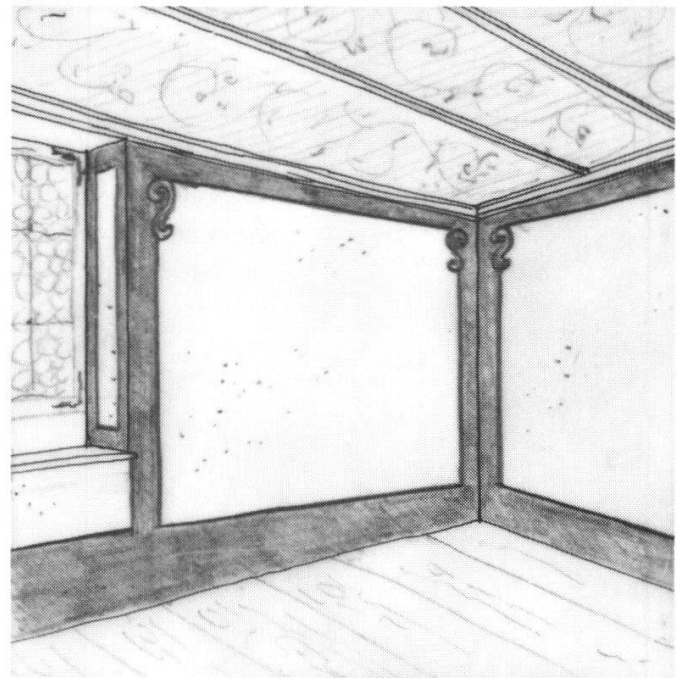
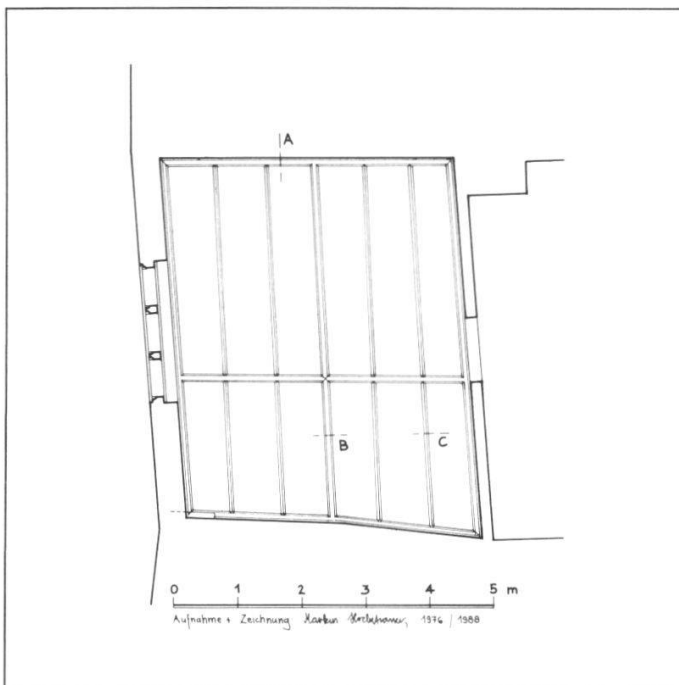


Abb. 12

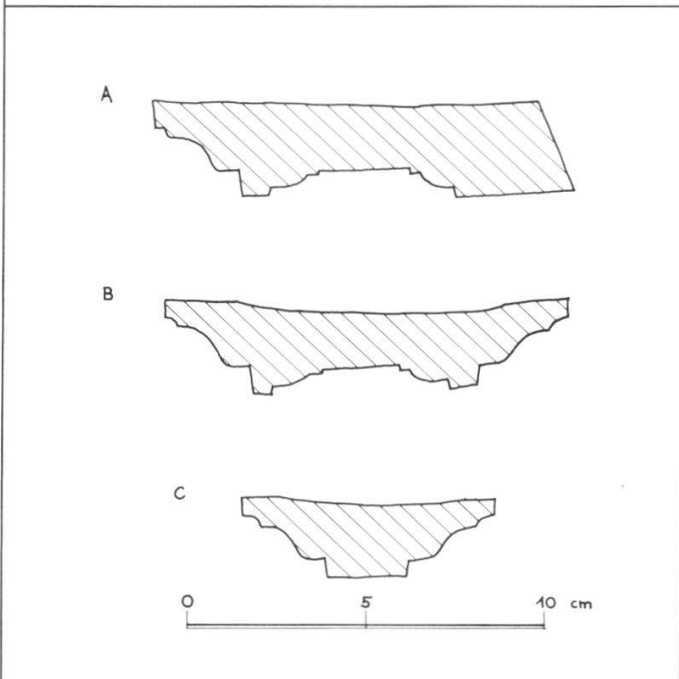


Abb. 11

Abb. 11: Täferdecke über der Stube im 2. Obergeschoss von ca. 1570. Grundriss, Profile der Deckleisten.

Abb. 12: Das grosse Zimmer im 2. Obergeschoss, Rekonstruktionsskizze Wanddekoration von ca. 1570.

Abb. 13: Zimmer im Erdgeschoss, Reste einer Dekorationsmalerei auf dem verputzten Blindboden.

Abb. 14: Einer der Kragbalken mit «Rosskopf»-Profil, die den Aufzugsgiebel trugen. Fundzustand.



Abb. 13

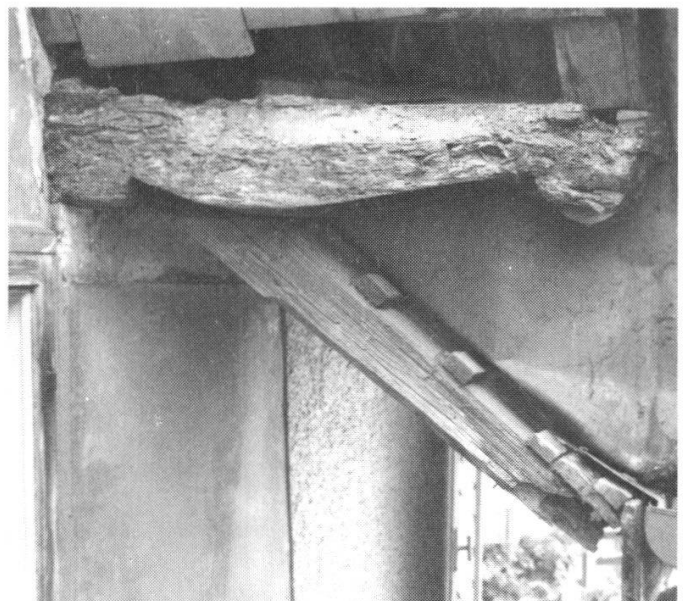


Abb. 14

(Abb. 11). Die Riegwand versah man nach der Gasse zu mit einer Vormauerung. Die Wände wurden frisch verputzt und dekorativ bemalt. Die Wanddekoration bestand aus bis zu 20 cm breit gemalten grauen Bändern mit schwarzer Begleitlinie. Sie verlief entlang der Täferdecke, des Riemenbodens und parallel zu allen Ecken und Kanten. Volutenförmige Konsolen, in illusionistisch plastischer Art gemalt, trugen das obere, horizontale Band entlang der Decke. Die Wandflächen waren gebrochen weiss gekalkt (Abb. 12). In der Nordwestecke des Raumes stand ein Kachelofen, der von der Dekorationsmalerei umfasst worden war. Er liess sich nur noch in Form eines Negativabdrucks feststellen.

Die Datierung dieser Bauphase stützt sich auf das Resultat einer dendrochronologisch bestimmten Probe, die von einem der Pfosten des eichernen Dreierfensters in der Gassenfassade im 2. Obergeschoss stammt.

Veränderungen im 17. Jahrhundert

Durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch kam es zu keinen namhaften Veränderungen mehr, was nicht verwundert, wenn man die Besitzergeschichte des Hauses kennt. Ab 1621 bis 1686 waren eine Witwe und ihre Kinder Besitzer des Hauses: Susanna Schärer, die Ehefrau des stark verschuldeten und 1614 verstorbenen Falkenstein-Vogts Urs Suri. Ihnen folgte der Metzger Urs Dürholz, der jedoch bald nach dem Hauskauf starb und seiner Witwe das Sesshaus hinterliess. Sie hat es 1696 den Erben des Claudius und der Elisabeth Roth-Hentz verkauft, die es ihrerseits mit beträchtlichem Verlust ein Jahr später an Katharina Fröhlicher veräusserten.

In die Zeit Schärer fällt einzig und allein eine jüngere Ausmalung der grossen Stube im 2. Obergeschoss in Gestalt roter Begleitbänder mit schwarzem Randstrich und mehrfarbiger Festons (Girlanden mit Früchten und Blumenwerk) entlang dem oberen horizontalen Wandabschlussband.

Die Ausmalung, die nur noch in kleinen, stark lädierten Resten beobachtet werden konnte, stammte aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zu ihr gehörte wahrscheinlich eine mehrfarbige, dekorative Fassung an der Täferdecke, die sich jedoch nur noch in minimalen Resten im Bereich über jüngeren Deckleisten beobachten liess.

Zweite Aufstockung und neuer Dachstuhl um 1765/70

1710 erwarb der Kleinweibel Wolfgang Thomann das Haus, das in der Folge bis 1737 im Besitz seiner Familie blieb. Seine baulichen Investitionen scheinen sich, wie schon die seiner Vorbesitzer, sehr in Grenzen gehalten zu haben. Wahrscheinlich stammt lediglich eine Rankenmalerei an der verputzten Stubendecke im Parterre aus seiner Ära (Abb. 13). Sie war nur im vordersten Deckenfeld fragmentarisch vorhanden.

1737 kauften die zwei Jungfern Maria Jacobe und Maria Magdalena Stelli das Haus. Sie blieben bis ca. 1770 Besitzer und verkauften es danach an den

Schuhmacher Viktor Joseph Gassmann. Er oder noch die Schwestern Stelli (was eher unwahrscheinlich ist) stockten das Haus um ein Geschoss auf. Es entstanden das dritte Obergeschoss und die heutige Dachkonstruktion. Man wählte einfachste Mittel: Als Wandkonstruktion für die Fassade nach der Gasse ein einfaches Riegelwerk, das sogar auf Sicht berechnet war und dessen Fensterrahmen, an sich untypisch für die Zeit, sichtbar und schmal abgefast waren. Der spitze Aufzugsgiebel stand auf zwei Kragbalken, die in einen der Deckenbalken verzäpft waren und, im vorkragenden Teil, ein «Rosskopf»-Profil aufweisen (Abb. 14). Seitlich des Aufzugsgiebels wurde der Dachvorsprung durch weit vorkragende Aufschieb-linge gebildet, die auf Sicht berechnet und abgefast waren. Die Dachkonstruktion, eine Mischung aus liegendem und stehendem Stuhl, erhebt sich nicht auf durchlaufenden Bundbalken, wie dies eigentlich erforderlich wäre, sondern über einer parallel zum First verlaufenden Sichtbalkendecke, in die Teile des Vorgängerdachstuhls aus dem späten 15. Jahrhundert in situ miteinbezogen sind (Abb. 5/6). An einem dieser Balken, an der bereits einmal erwähnten Mittelfette, kann neben der Sparrenanordnung auch das Widerlager einer früheren Aufzugswelle beobachtet werden. Das Haus besass also schon vor der Aufstockung von ca. 1765/70 einen gassenseitigen Aufzug.

Die Datierung der zweiten Aufstockungsphase stützt sich auf das Resultat einiger dendrochronologisch untersuchter Bohrkerne von Dachkonstruktion, Aufzugsgiebel und Welle.

Das 19. Jahrhundert

1807 erwarb der Kaufmann Peter Fröhlicher das Haus. Er veräusserte es ein Jahr später mit einem Gewinn von 1000 Pfund an den Weber Stephan Gutzwiler aus Therwil. 1835 kaufte es der Schneider Franz Bransch, um einen Teil davon 1838 an Joseph Hüsler von Rudolfstetten zu veräussern. Bis 1860 war das Haus in der Folge auf zwei verschiedene Besitzer aufgeteilt. Erst durch den Hafner Joseph Bransch, einen Sohn Franz Bransch, wurden die beiden Teile wieder vereinigt. 1875 erwarb es der Schuhmacher Johann Hammelehle aus Wendlingen im Württembergischen. Er betrieb hier seine Schuhmacherei, deren Ladenanschrift über dem Erdgeschossfenster heute noch zu sehen ist. 1883 fand der nächste Handwechsel statt. Neuer Besitzer wurde der Schuhhändler Josef Meier. 1891 kaufte es der Weichenwarter Johann Flury.

Die einzige bauliche Veränderung des 19. Jahrhunderts wickelte sich im 2. Obergeschoss ab, wo die grosse Stube durch eine einfache Bretterwand in zwei Zimmer unterteilt wurde. Bei diesem Anlass hat man in der Rückwand eine zweite Tür eingesetzt, die Fenster erneuert und die verkleinerte Stube mit einem einfachen Sockeltäfer und einem neuen Sitzofen versehen. Beschläge und Profilformen an den damals neu erstellten Türblättern liessen auf eine Entstehungszeit um 1830/40 schliessen.



Abb. 15

1882 hat Hammelehle zudem seine Werkstatt im Erdgeschoss mit einer Gipsdecke und durch Wandvormauerungen saniert, wie aus einer Bleistiftdatierung an einem der Deckenbalken hervorgeht. (Brandenschutzmassnahmen?)

Veränderungen seit 1900

Kurz nach der Jahrhundertwende, 1906, kaufte der Telephonarbeiter Alexander Stuber das Haus. Er und seine Nachkommen, eine Erbgemeinschaft, später seine Witwe, Rosalia Stuber-Hammelehle und nach deren Tod Werner Stuber, der Sohn, blieben bis 1948 Besitzer. Unter ihnen erhielt das Haus um 1920/30 eine neue Treppenanlage und auf der Nordseite einen neuen Fassaden-Verputz. Zudem wurden das Zimmer im Erdgeschoss und die Stube im 1. Obergeschoss renoviert und mit gefälligen Sockeltäfern versehen, während die (vermieteten?) Räume im 2. und 3. Obergeschoss praktisch unberührt blieben.

1948 kaufte Eugen Hochstrasser-Kiefer das Haus. Er hat in den 11 Jahren bis zu seinem Tod einige Renovationsarbeiten vorgenommen, ohne in die Bau-Substanz einzugreifen. 1959–1975 war seine Witwe, Louise Hochstrasser-Kiefer, Besitzerin. Seit 1975 gehört es Markus Hochstrasser-Walder.

Renovationsarbeiten seit 1975

Abgeschlossen sind die erste und zweite Etappe der vorgesehenen Gesamtrenovation, nämlich die Dachsanierung und die Renovation des 2. Obergeschosses. Ferner wurden die ganzen technischen Installationen wie Frischwasserleitungen, Abwasserstränge, Gas- und Stromleitungen ersetzt und der Kamin teilweise neu aufgeführt (Abb. 15/16).

Die Dachsanierung: Das Dach wurde umgedeckt und eine neue Ziegellattung erstellt. Die einfache Eindex-



Abb. 16

kung mit Schindelunterlage wurde beibehalten und auf ein Unterdach verzichtet, da der Estrich nicht ausgebaut werden soll. Vereinfachungen am Dachfuss gestatten heute eine bessere Belichtung des 3. Obergeschosses und eine bessere Bedienung der Vorfenster und Jalousien.

Die Renovation des 2. Obergeschosses bestand darin, dass die Zimmereinteilung aus dem 19. Jahrhundert aufgehoben und damit wieder ein einziger, grosser Raum hergestellt wurde. Die aus dem 16. Jahrhundert stammende Täferdecke war leider nicht zu retten, da sie durch Wurmfrass (und Kondenswasser?) dermassen in Mitleidenschaft gezogen war, dass sie sich stellenweise mit blossem Fingerdruck durchstossen liess. Die darüberliegende Balkendecke aus dem 15. Jahrhundert musste im östlichen Drittel ersetzt werden. Sie war hier durch frühere Dachwasserschäden stark beschädigt und verflücht. Auch der alte Tannenriemenboden musste neu erstellt werden, da die Bretter stellenweise bis auf 5 mm Stärke abgetreten waren. Der Verputz wurde durch einen neuen, al fresco gekalkten, verlängerten Kalkputz ersetzt. Die einfache, mit Kaseinfarben gemalte Dekoration ist eine Neu-

Abb. 15: Kamin vor der Sanierung

Abb. 16: Kamin nach der teilweisen Neuaufführung, mit an Ort gemauertem «Hut».

Abb. 17: Ofen. Stube im 2. Obergeschoss, Westwand nach der Entfernung des alten Verputzes, 1977.

Abb. 18: Stube im 2. Obergeschoss, Westwand nach der Renovation, 1987.



Abb. 17



Abb. 18

schöpfung und imitiert keine der älteren, hier gefundenen Malereien (Abb. 17/18). Ebenfalls total erneuert wurde die Rückwand. Ihre Schwelle war durch den jüngeren Türeinbruch im 19. Jahrhundert und durch verschiedene Schwellenherabsetzungen im Stubentürbereich sowie durch Veränderungen an der Ofenanlage dermassen verschnitten, dass sie ersetzt werden musste.

Die Wand wurde in alter Form als Bohlenwand wiederhergestellt, die Stubentür in alter Grösse und

Machart neu angefertigt. Schliesslich entstanden neue Fenster nach der Gasse, wobei man für die inneren Fenster die Sprossenteilung der noch aus dem 18. Jahrhundert stammenden Vorfenster übernommen hat. Glas und Beschläge wurden soweit wie möglich von den alten Fenstern übernommen.

Leitung: M. Hochstrasser. Städtischer Experte:
W. Stebler M. H.



Abb. 1

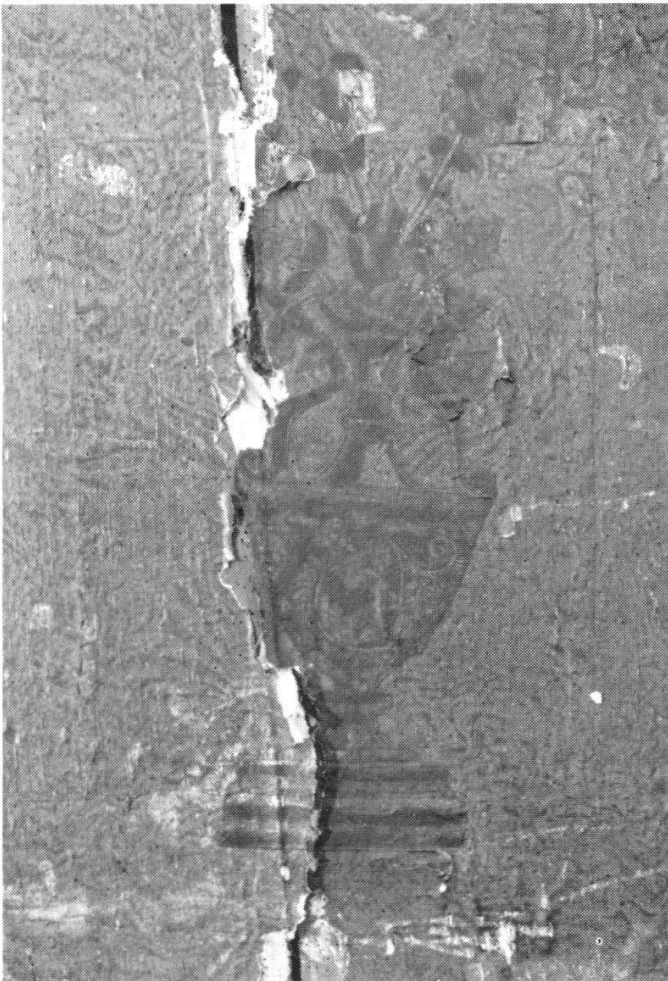


Abb. 2



Abb. 3

Solothurn, Haus Schmiedengasse 13

Bei Umbauarbeiten kam über dem Erdgeschoss eine ältere Sichtbalkendecke zum Vorschein. Die glattgehobelten Balken sind schmal gefast, in seitliche Nuten waren breite Schiebbodenbretter eingeschoben. Bei näherer Betrachtung zeigte sich, dass die Decke tapeziert war. Die bedruckte Tapete zeigt eine braune Holzmaserung in ähnlicher Art, wie sie schon im Haus Löwengasse 14 von 1606 festgestellt werden konnte (Denkmalpflegebericht 1985, S.277f.). Als zusätzliche Verzierung sind an der Decke im Haus Schmiedengasse 13 buntbemalte (Holzschnitt?-) Drucke aufgeklebt. Es wurden zwei Motive festgestellt. Das eine zeigt in einem ovalen, grotesk umrahmten Feld die Darstellung einer Justitia (Abb. 1), das andere eine blumengeschmückte Vase in Kelchform mit feinen Verzierungen (Abb. 2). An den Balken sind seitlich feingedruckte Bordüren mit Mäanderdekor aufgeklebt (Abb. 3). Die Decke ist nicht restauriert worden. Sie bleibt aber künftigen Generationen erhalten und ist mit einer neuen, heruntergehängten Gipsdecke wieder verdeckt worden. Ebenfalls erhalten, aber restauriert, wurde eine originelle, ca. 100jährige Wanddekoration im Korridor, die eine Marmorverkleidung imitiert (Abb. 4).

Leitung: Architekt F. Emch, Bern. Restaurierungsarbeiten: Firma U. Stüdeli, Solothurn. G. C./M.H.

Abb. 1: Justitia-Darstellung in groteskem Rahmenwerk, kolorierter Druck aus dem frühen 17. Jahrhundert.

Abb. 2: Kelchförmige Vase mit Blumenschmuck, kolorierter Druck aus dem frühen 17. Jahrhundert.

Abb. 3: Die tapezierte Decke. Seitlich entlang den Deckenbalken erkennt man das bedruckte Zierbord mit Mäanderdekor.

Abb. 4: Wanddekoration im Korridor aus dem späteren 19. Jahrhundert.



Abb. 4



Abb. 1



Abb. 2



Solothurn, Haus Baselstrasse 10

Beim Haus Baselstrasse 10 handelt es sich um ein Nebengebäude des alten Schützenmatthofes, dessen Hauptgebäude 1899 abgebrochen und anschliessend durch die heutige Villa in historisierendem Stile ersetzt worden ist. Das Nebengebäude ist laut eingemeisselter Jahreszahl und Initialen 1694 durch Jung- rat Johann Baptist Byss erbaut worden. Bis etwa 1950 befand sich im Erdgeschoss ein Backofen aus unbestimmter Zeit. Die jetzige Restaurierung umfasste einen neuen Fassadenverputz, die Sanierung des Dachstuhls, das Umdecken des Daches, das Erstellen eines Unterdaches, die Reparatur der Spenglerarbeiten und einen neuen Fassadenanstrich. Ferner wurden Massnahmen zur Mauerentfeuchtung getroffen und die Natursteingewände geflickt. Einbau einer Kleinwohnung. Neues Fenster gegen Westen (Literatur: Tatarinoff-Eggenschwiler, Adele. Der Schützenmatthof, o. O., o. J., ca. 1952).

Leitung: Architekt R. Altenburger. Städtischer Experte: W. Stebler. G. C.

Abb. 1: Der Schützenmatthof vor dem Abbruch des Hauptgebäudes im Jahre 1899. Die Gartenmauer des Benzigerhofes am rechten Bildrand ist 1975/76 im Rahmen der Sanierung der Baseltorkreuzung zurückgesetzt resp. abgebrochen worden.

Abb. 2: Die gleiche Situation heute nach der Restaurierung des Nebengebäudes.

Solothurn, Haus Bielstrasse 10

Es ist der westliche Teil eines in den 1870er Jahren erbauten Doppelhauses, dessen östlicher Teil Nr. 12 1985 an der Fassade restauriert worden ist (vgl. Denkmalpflegebericht, 1985, S. 287). Die Fassadenrestaurierung ist ähnlich wie bei Nr. 12, jedoch wurde eine unterschiedliche Technik für die aufwendige Sandsteinsanierung angewandt. Die Renovation umfasste: Innenrenovation, Restaurierung des vor einigen Jahrzehnten verunstalteten Treppenhauses und Ausbau des Estrichs zu Büros. In diesem Zusammenhang entfernte man eine unförmige und überdimensionierte Lukarne auf der Nordseite. Neue Lukarnen wurden in den Dimensionen einer bereits bestehenden Lukarne aus der Bauzeit angefertigt. Auch die südseitige Gartenmauer mit aufgesetztem Gitter wurde restauriert und der Vorplatz im Westen nach dem Abbruch einer jüngeren Garage neugestaltet. Einige fehlende Elemente konnten aus den abgebrochenen Häusern Westringstrasse 3/5 und Wengistrasse 24/30 übernommen werden: die westliche Haustüre, die Staketen des Treppenhauses und die steinernen Pfosten des Gartentors.

Leitung: Ingenieur Th. Müller. Städtischer Experte: W. Stebler. G. C.

Abb.: Das restaurierte Haus Bielstrasse 10.

Abgebrochen: Solothurn, Haus Bielstrasse 32, ehemaliger «Hermesbühlhof»

Lage:

Wenige hundert Meter westlich der Solothurner Altstadt stand einst die Lorenzenvorstadt (Abb. 2). Sie bestand aus einigen patrizischen Landsitzen und Sommerhäusern in lockerer Gruppierung. Sie verfügten fast alle über einen grossen Umschwung und über Nebenbauten wie Scheunen, Stallungen, Remisen, Back- und Waschküchen. Diese Liegenschaften gruppierten sich um eine zweifache Weggabelung. Ein unterer Weg (1), die heutige Hermesbühlstrasse, erschloss die ehemalige Rossallmend. Der mittlere (2), die heutige Bielstrasse, war die Landstrasse, die nach Westen dem Jurasüdfuss entlang nach dem Bielersee ins Welschland führte. Der obere Weg (3), die heutige Weissensteinstrasse, führte nach Langendorf, Oberdorf und von dort über die Passhöhe des Weissensteins ins Tal. Ein Gasthof (4), der «Pflug», und die St.-Lorenzen-Kapelle (5) rundeten das Bild ab und verliehen der Baugruppe einen vorstädtischen Charakter. Gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde das Freiland zwischen der Lorenzenvorstadt und der Altstadt kontinuierlich überbaut (A).

Gleichzeitig begann mit dem Abbruch der Lorenzenkapelle 1877 das langsame Sterben dieser Vorstadt, das sich in den 1950er und 60er Jahren beschleunigt fortsetzte. 1955/56 kam es beim Bau der Zentralbibliothek zum Abbruch einiger Nebenbauten zum Zetterhaus (Z) und beim Bau des Kinos «Scala» zu einem Teilabbruch der Scheune zum «Pflug». 1960 wurde der Lorenzenhof (L) abgebrochen und an seiner Stelle ein Hochhaus erstellt, 1963 die Strassenführung korrigiert und dabei der imposante Gasthof «Pflug» (P) dem Verkehr geopfert. 1966 verschwanden beim Bau des Staatsarchivs das Bauernhaus Schmid (B), ein weiterer Nebenbau und die restlichen Hofmauern des Zetterhauses. 1968 wurde der eindrückliche barocke Landsitz Weissensteinstrasse 4 (S) abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt. Bald darauf brannte der Ökonomiebau zum «Hermesbühlhof» (H) nieder. An seiner Stelle entstand ein provisorisches Lagerhaus. Im Berichtsjahr ist nun auch der Wohnteil des Hermesbühlhofs abgebrochen worden (Abb. 1). An die Abbruchbewilligung war die Bedingung geknüpft, dass der Bau zuvor baugeschichtlich untersucht und allfällige wertvolle Teile ausgebaut werden müssten.

Ergebnisse der Bauuntersuchung:

Da die Abbruchbewilligung bereits erteilt war, konnten sehr weitgehende Sondierungen in Wänden, Decken und Böden vorgenommen werden. Die Entwicklungsgeschichte des verwinkelten und verwachsenen Wohnhauses konnte so detailliert untersucht und dokumentiert werden. Soweit möglich führten wir die Bauanalyse auch während der Abbrucharbeiten weiter, was zu wichtigen Entdeckungen im Keller führte.



Abb. 1

Abb. 1: Das Wohngebäude des «Hermesbühlhofs», Ansicht von Süden, Zustand kurz vor dem Abbruch.

Phase 1:

Das Haus war nur teilweise, und zwar im Ostteil, unterkellert. Der längsrechteckige Raum lag sehr tief und war zuletzt mit einem Kalksteinquadergewölbe gedeckt (Abb. 3). Ganz am Schluss der Abbrucharbeiten hat der Bagger das Gewölbe zertrümmert. Dabei kamen Wandpartien, die bisher durch dieses und die daraufliegende Auffüllung verdeckt waren, zum Vorschein. Sie liessen sich als die Wände eines älteren, kleineren Vorgängerkellers deuten, der durch eine hausinterne Treppe von Westen her erschlossen war. Das Negativ der ehemaligen steilen Treppe konnte an der Nordwand beobachtet werden (Abb. 3, T). Ebenfalls deutlich fassbar war die Südwestecke, die einen grossen, im natürlichen Terrain eingebetteten Findling (Abb. 3, F) berücksichtigte. Das Haus, zu dem dieser Keller gehört hat, dürfte wesentlich kleiner gewesen sein als der zuletzt stehende Bau. Wenn man annimmt, dass die Tür zur Kellertreppe im Erdgeschoss in der Westfassade gesessen hat, so könnte es einen etwa quadratischen Grundriss von 7×7 Metern aufgewiesen haben. Datierungshinweise ergaben sich keine.

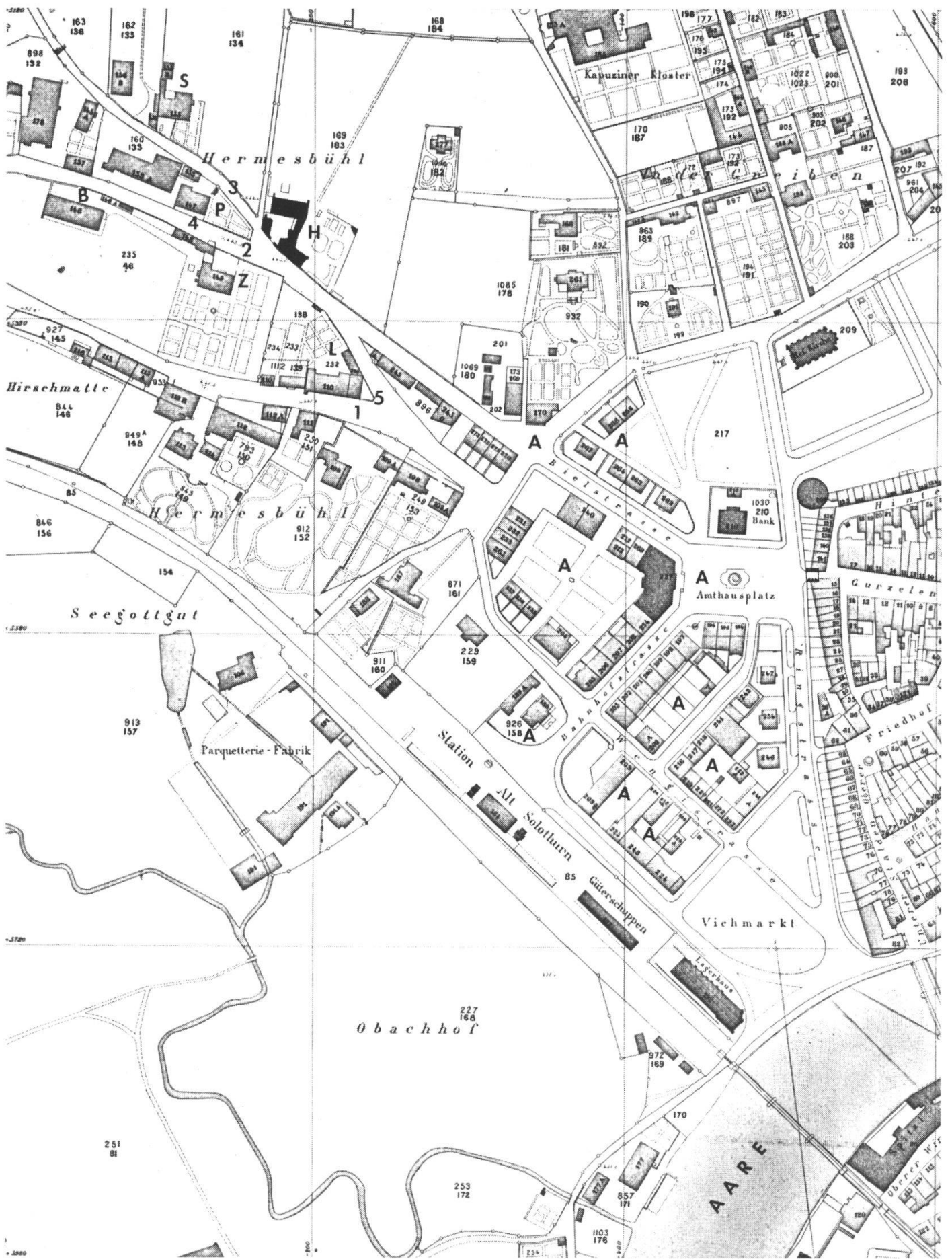


Abb.2

Abb.2: Katasterplan 1885, Blatt V, Ausschnitt. Schwarz hervorgehoben: der «Hermesbühlhof». Signaturen siehe Text! Rechts angeschnitten die Altstadt, links die Lorenzenvorstadt im Hermesbühl, dazwischen die Bebauung des 19. Jahrhunderts.

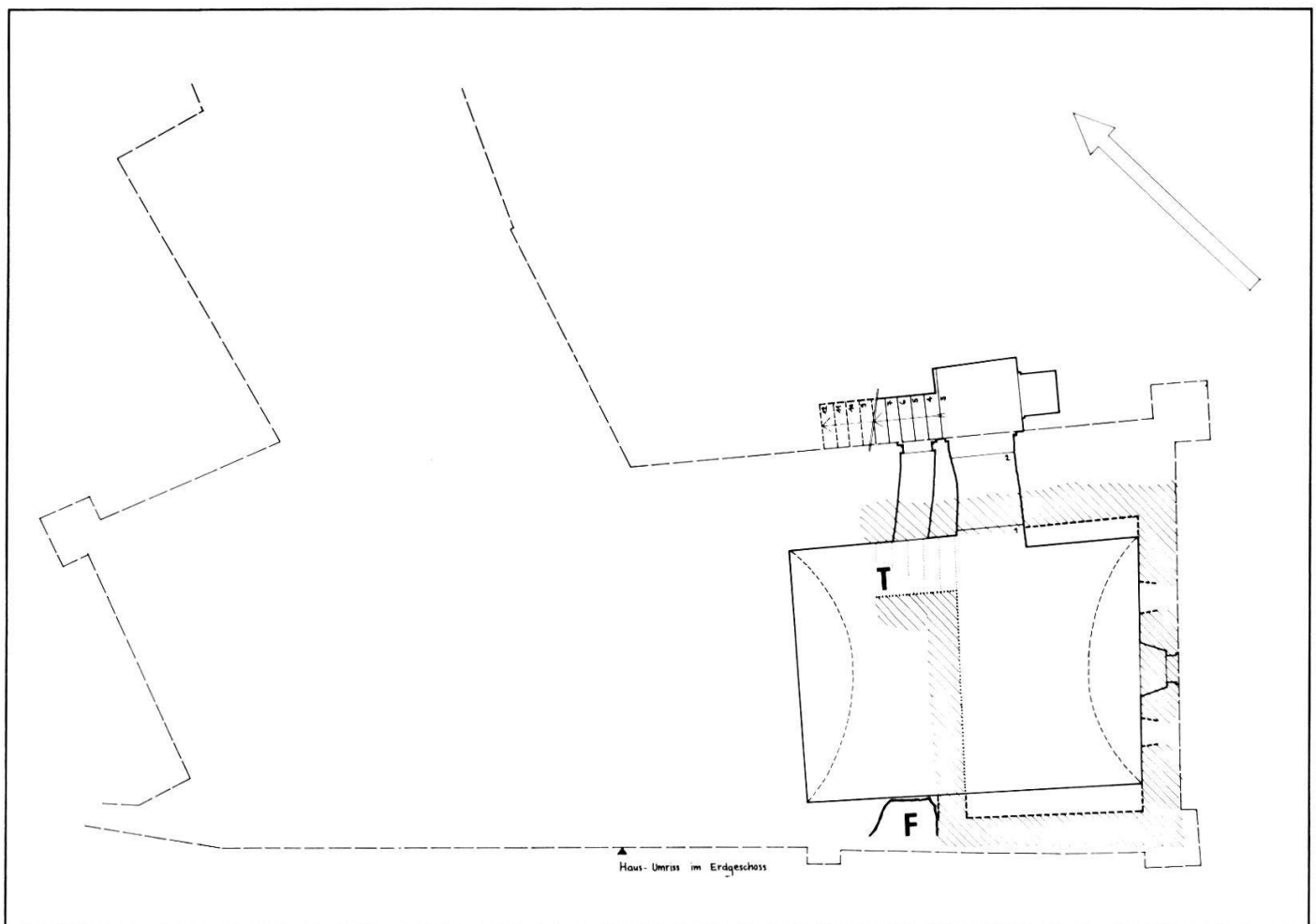


Abb. 3

Phase 2:

Im frühen 17. Jahrhundert, um 1614, kam es zum Neubau des Hauses im Volumen, wie sich dieses bis zum Abbruch präsentierte. Einzig die nördlich anstossenden Annexbauten, das Treppenhaus und die Dachkonstruktion waren spätere Zufügungen (Abb. 4). Dieses Haus von etwa 1614 bestand aus zwei Trakten, nämlich aus einem etwas vornehmer ausgestatteten, im Kern möglicherweise älteren Osttrakt und aus einem an diesen angefügten Westtrakt. Die beiden Trakte waren ursprünglich durch eine etwa 70 Zentimeter starke (Brand-?) Mauer voneinander getrennt. Die Erschliessung erfolgte offenbar über eine gemeinsame, externe Treppe, die auf einer Laube entlang der Nordfassade des Osttraktes hochführte.

Die Laube liess sich indirekt durch eine vermauerte Türöffnung im 1. Stock nachweisen. Über die Grundrisseinteilung des 17. Jahrhunderts gab die Untersuchung der Balkendecken über dem 1. Stock Aufschluss (Rekonstruktionsversuch vgl. Abb. 5). Demnach scheint der erste Stock als «Bel Etage» gedient zu haben. Er enthielt neben einer Stube (1) eine unterteilte Nebenkammer (2,3), ein kleines Hinterzimmer (4) und einen grösseren, im Grundriss winkelför-

Abb. 3.: Grundriss des Kellers. Ausgezogene Linien = Innenumriss des zuletzt aktuellen Kellers, Gestrichelt = Innenumriss des Vorgänger-Kellers substantiell gefasst, Punktiert = Innenumriss des Vorgängerkellers rekonstruiert nach Befunden.

migen Vorraum (5), von dem aus möglicherweise eine steile Stiege (ST) in den 2. Stock hinaufführte. Man darf annehmen, dass dieser Vorraum von der Laube her durch eine Tür erschlossen war (T?), und dass man von hier aus auch den Saal im Westtrakt (6) erreichte. Im Osttrakt waren anfänglich alle Sichtbalkendecken braunrot lasiert. Die Saaldecke im Osttrakt war mit einer bedruckten Holzmasertapete überklebt. Später, sicher noch im 17. Jahrhundert, wurden die Decken über der Nebenkammer (2,3) und über dem grossen Vorraum (5) dekorativ gefasst (Abb. 6). Die Nebenkammer (2,3) war von der Laube her begehbar gemacht und zu einem zweiten Vorraum umfunktioniert worden. Die ursprüngliche Befensterung des Hauses konnte auf der Nordseite und am ganzen Westtrakt eruiert werden. Hier waren grössere Reste von Doppelfenstern mit Mittelpfosten und gekehlten Kalksteingewänden und von schmalen Einzelfenstern gleicher Machart erhalten. Im Saalbereich waren in den alten Fensterleibungen zwei Schichten von Dekorationsmalereien festzustellen. Die ältere, zu der die innere Umrahmung der Leibungen gehörte (Abb. 7), stammte wahrscheinlich von 1614. Die jüngere, darüberliegende muss in der Zeit um 1680/90 entstanden sein.

Auch im 2. Stock waren Malereiestereste aus der gleichen Zeitepoche vorhanden (Abb. 8/9). Der ursprüngliche Grundrissplan dieses Geschosses liess sich nicht mehr mit Sicherheit ausmachen. Bei einer Dachsanie-

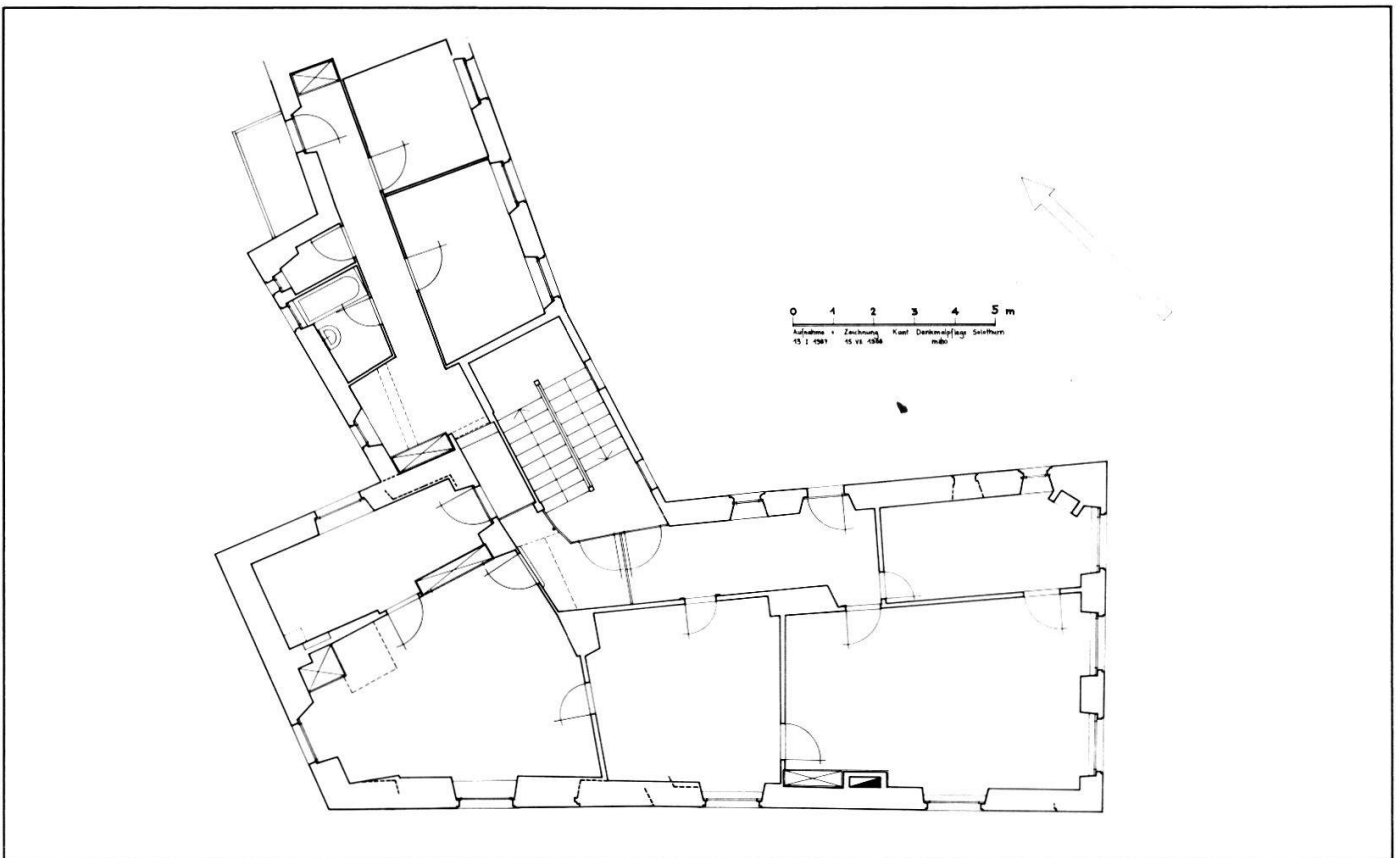


Abb.4

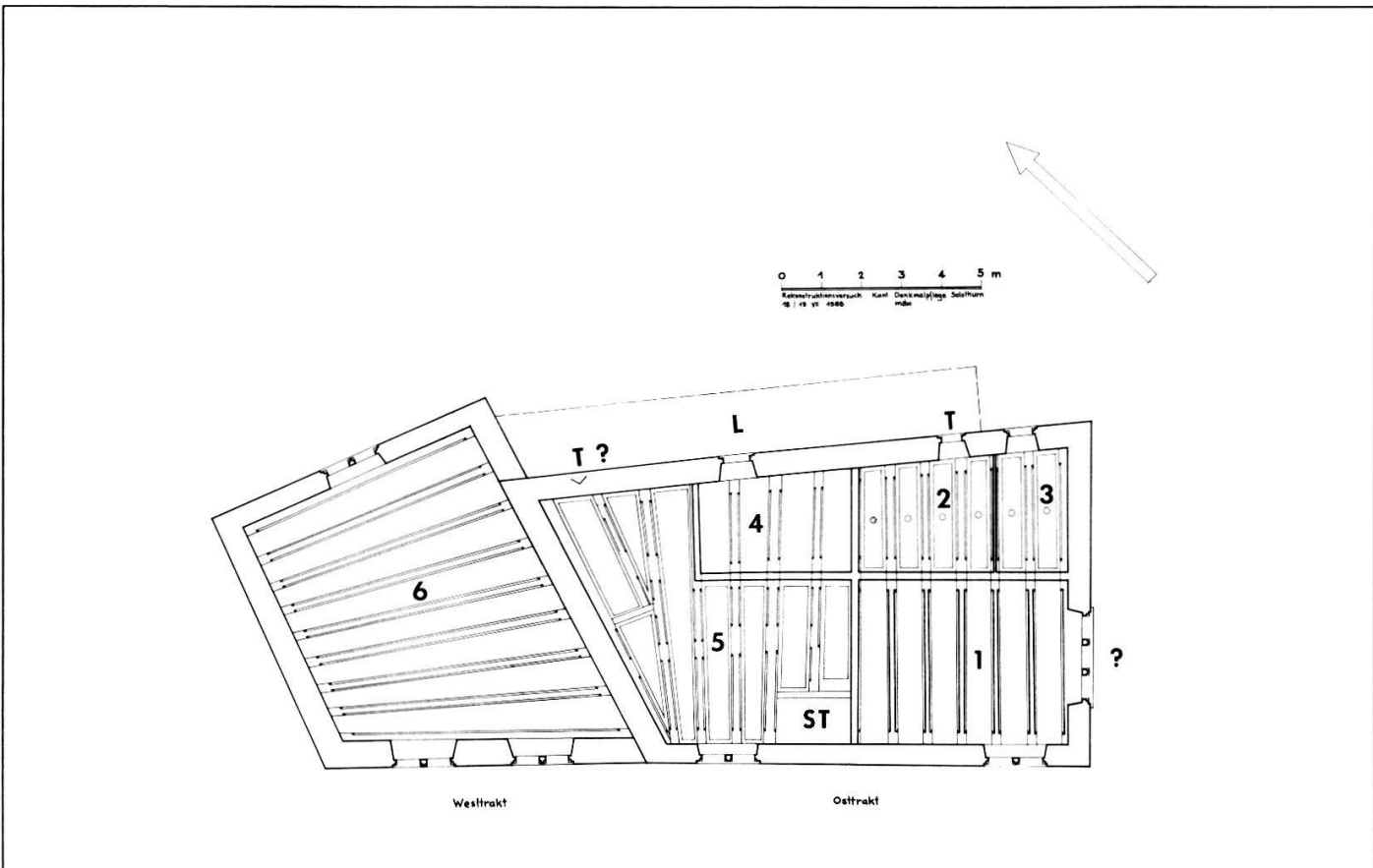


Abb.5

Abb.4: Grundrissplan des 1.Stockes, Bestandaufnahme vor dem Abbruch.

Abb.5: Grundrissplan des 1.Stockes, Rekonstruktionsversuch Zustand 17.Jahrhundert. Signaturen siehe Text!

rung im 18. Jahrhundert war die gesamte Balkenlage über diesem Geschoss erneuert worden. Sicher ist indes, dass sich hier im Westtrakt eine Stube mit nördlich anstossender Küche befand.

Phase 3:

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts, wahrscheinlich um 1740/50, erfolgte ein grösserer Umbau des Hauses. Es erhielt dabei neue, grössere Fensteröffnungen, eine andere Grundrisseinteilung sowie eine neue, grosszügigere Treppenanlage (Abb. 10) in einem neu errichteten, nördlichen Annex. Dieser führte wahrscheinlich als Verbindungstrakt bis zum Ökonomiegebäude. Damals entstand auch die Dachuntersicht mit den profilierten Kragbalken über plastischem Zahnschnittfries und Viertelrundstab. Im Innern erhielten alle Zimmer glatte Stuckdecken, die beim Wandanschluss mit unterschiedlichen Übergangsprofilen geschmückt waren (Abb. 12). Besonders im 2. Stock, wo diese Decken zu einem grösseren Teil noch erhalten waren, liess sich an der Reichhaltigkeit der Profile die Bedeutung der Räume sehr schön ablesen (Abb. 12). Im späteren 18. Jahrhundert wurde das Haus teilweise dem neuen Zeitgeschmack angepasst. So erhielt das Schlafzimmer im 2. Stock (Abb. 11, Raum 2) einen Alkoven (Abb. 13). In den Nebenzimmern im 1. und 2. Stock entstanden Cheminées mit Spiegelaufsätzen (Abb. 14). Grössere Umgestaltungen brachte erst wieder die

Phase 4:

Um 1830/40, in biedermeierlicher Zeit, wurde das Haus erneut stilistisch revidiert. In einigen Zimmern ersetzte man die alten Gipsdecken durch neue mit feinen Rahmen und Eckrosetten (Abb. 15). Die Stube im 2. Stock wurde mit einem neuen Kachelofen versehen (Abb. 16), neue Parkettböden wurden verlegt und Sockeltäfer montiert. Sämtliche Fenster wurden erneuert und diejenigen mit den tiefen Brüstungen im 2. Stock mit einfachen Brüstungsgittern versehen.

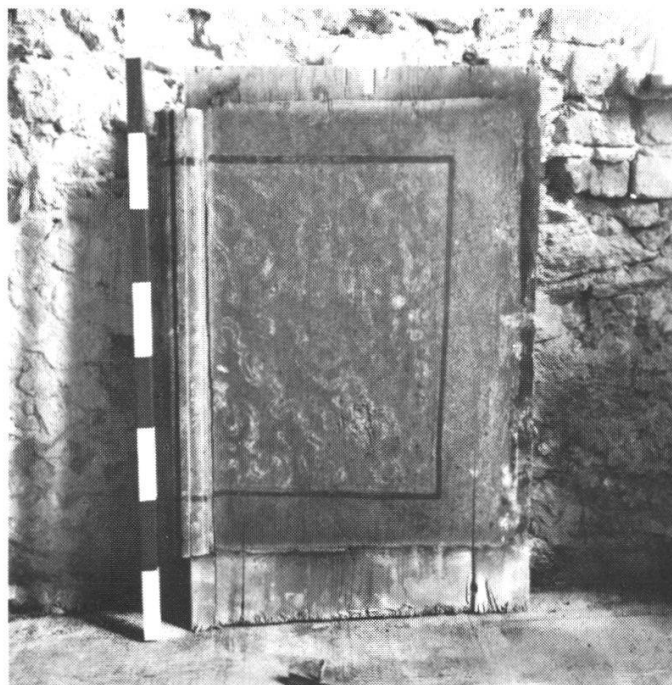


Abb. 6

Abb. 6: Vorraum im Bereich der ehemaligen Nebenkammer: Die Balkendecke ist grau gestrichen. In den schwarz gerahmten Feldern findet sich eine Marmorierung in Blau und Weiss.

Abb. 7: Gemalte Fensterumrahmung im ehemaligen Saal im 1. Stock des Westtraktes, oben Foto Fundzustand, unten Interpretationsskizze nach Foto.

Abb. 8: Ausgemalte Fensterleibung im 2. Stock, Kammerfenster nach Norden, spätes 17. Jahrhundert.

Abb. 9: Wanddekoration im 2. Stock, wahrscheinlich von ca. 1614. Wandflächen weiss, Bordüren rot mit schwarzer Begleitlinie, Blattgirlanden mit Bändelwerk und Kordelschmuck grau/schwarz.

Abb. 10: Das barocke Treppenhaus von ca. 1740/50. Blockstufentreppe mit Eichenbrettern verschalt, Geländer aus Brettbalustern in Eiche, Treppenlaufuntersichten mit glatten Stuckdecken mit Zierrahmen.



Abb. 8

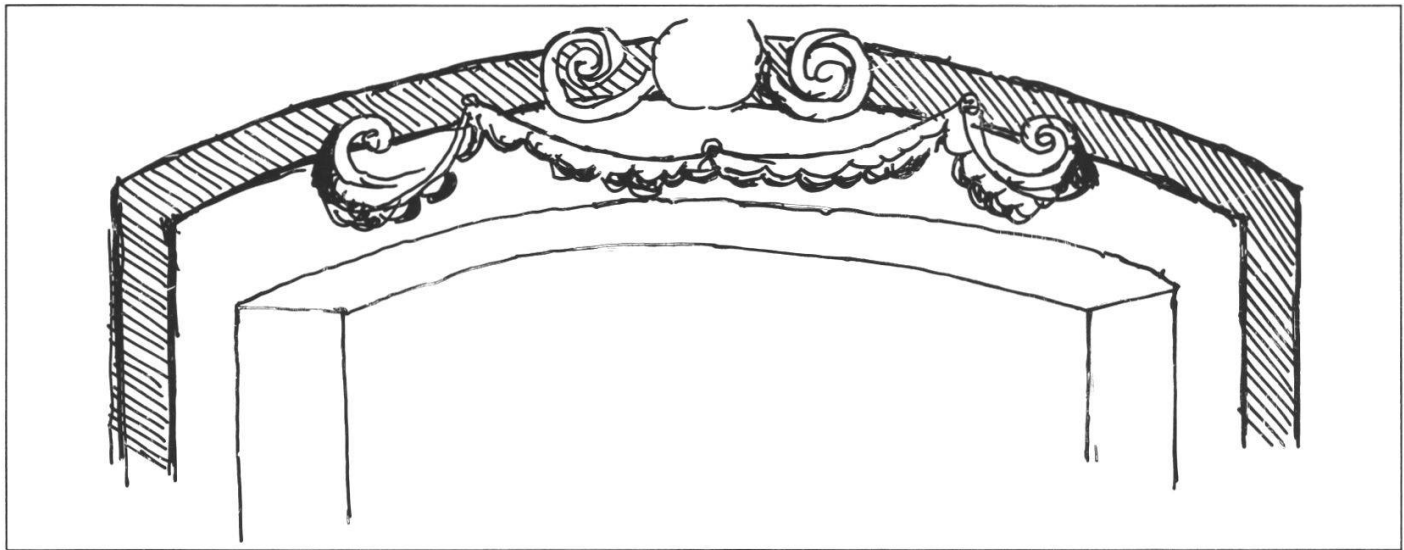
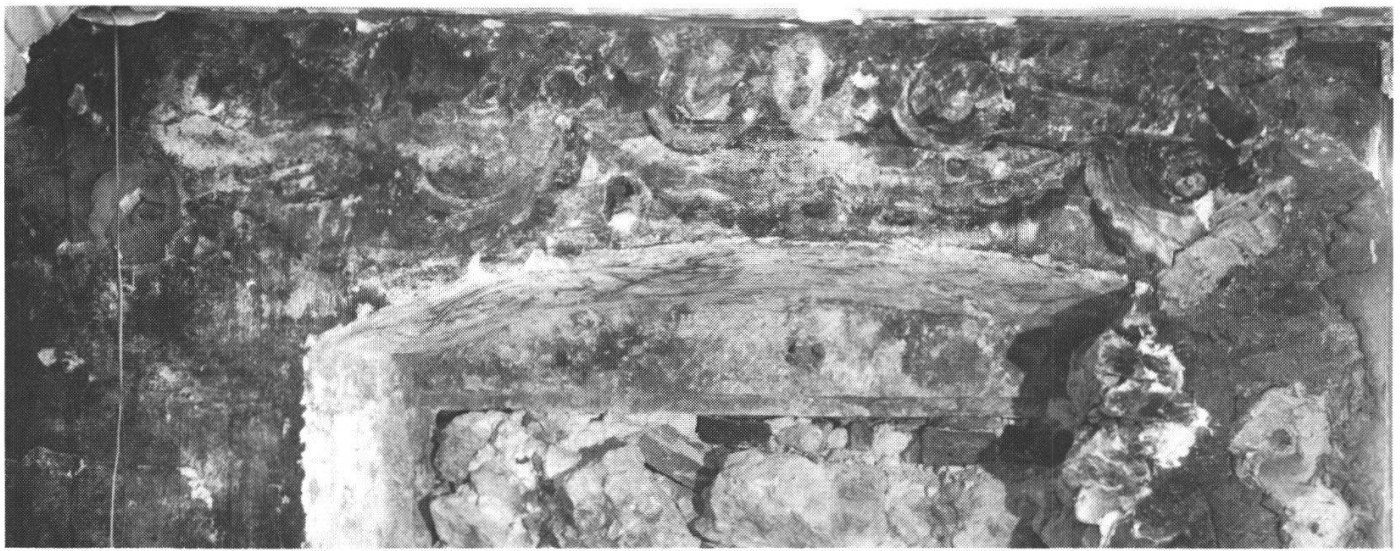


Abb. 7



Abb. 9



Abb. 10

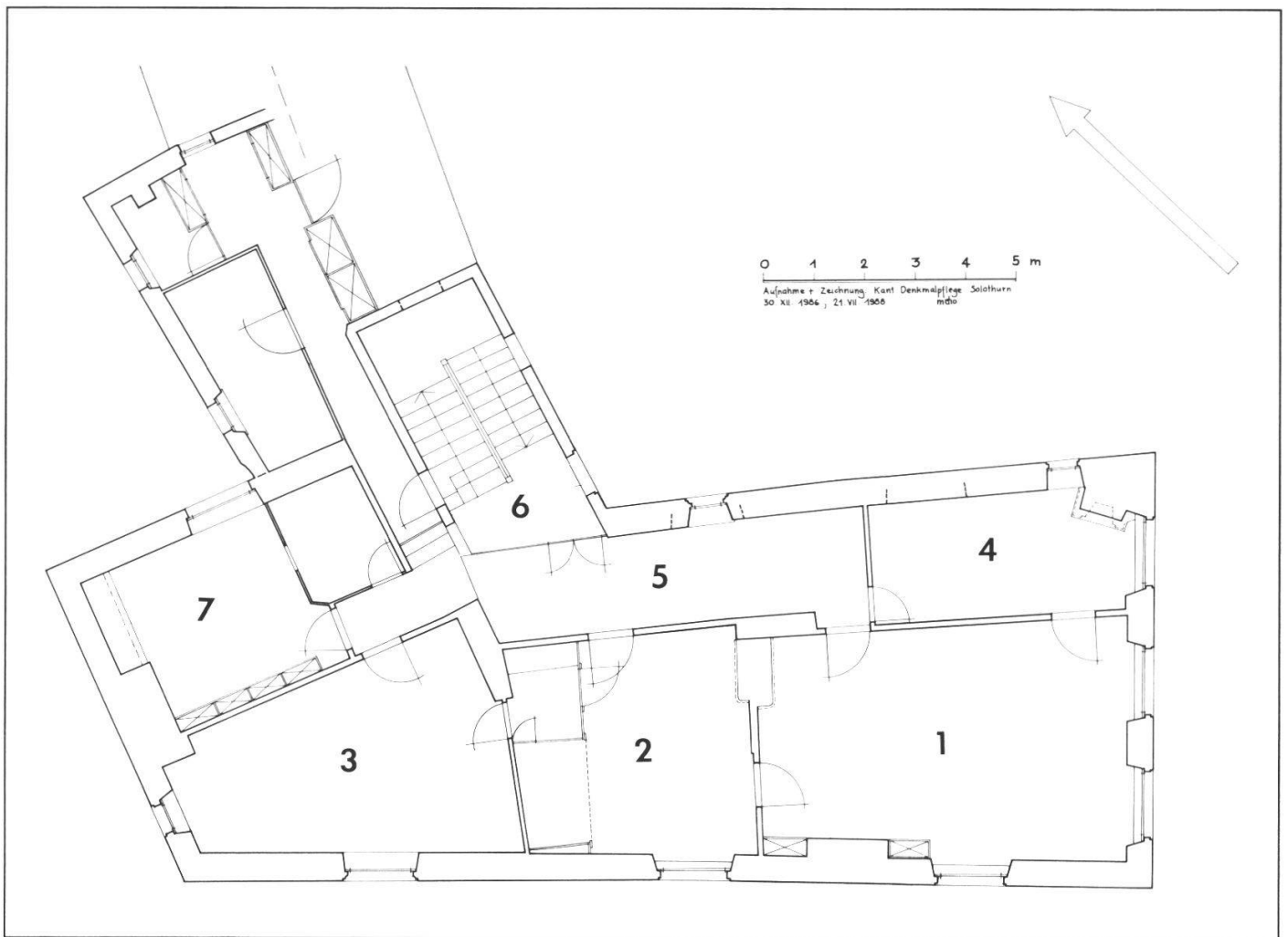


Abb.11

Nach letzten baulichen Anpassungen im ausgehenden 19.Jahrhundert, dem Ersatz einiger Türblätter und Parkettböden, kam es bis zum Abbruch von 1987 zu keinen nennenswerten Veränderungen mehr, wenn man von einem Büroeinbau im Parterre absieht.

Das Ende

Innerhalb weniger Wochen ist das Haus im Frühjahr 1987 restlos abgebrochen worden. Mit ihm ist ein lebendiges Stück Quartiergeschichte für immer verloren gegangen.

Besitzergeschichte:

Die Besitzer des Hermesbühlhofes lassen sich bis 1721 zurückverfolgen. In diesem Jahr erwarb der Landvogt Philip Jakob Joseph *Glutz-Blotzheim* den Hermesbühlhof von den Erben des Jungrats Philip *Vigier* (Gerichtsprotokoll 1719–1723, S.254ff.). Die *Glutz-Blotzheim* besaßen den Hof während mehr als 160 Jahren, nachweislich bis 1882. Namentlich bekannt sind: bis 1818 der Bucheggberger Oberamtmann Edmund *Glutz* (Inventar + Teilung 1818–1819, Nr.11); bis 1827 seine Witwe Anna Maria *Wallier* von Wendelsdorf (Inventar + Teilung 1827, 9.I.); bis 1838 ihr Sohn Joseph *Glutz* (Inventar vom 9.XI. 1838); bis 1860 dessen Kinder Edmund, Ludwig, Alfred und Charlotte *Glutz* und ihre Mutter Charlotte *Glutz-Wallier* als Schleißerin (Teilung vom

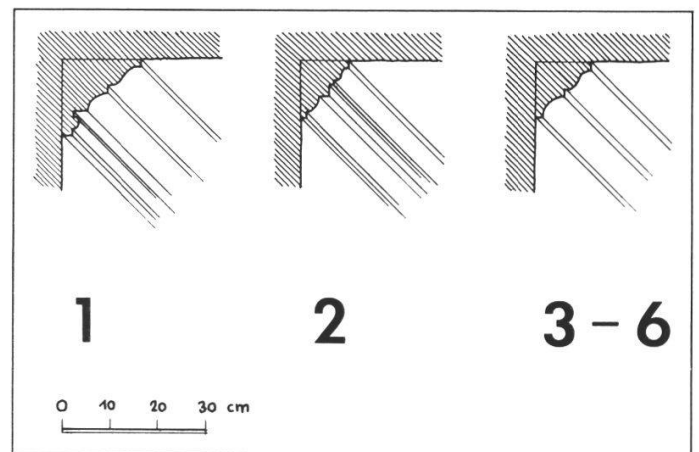


Abb.12

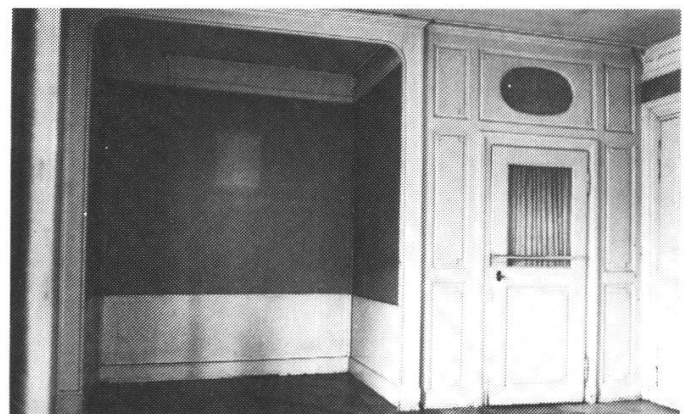


Abb.13



Abb. 14

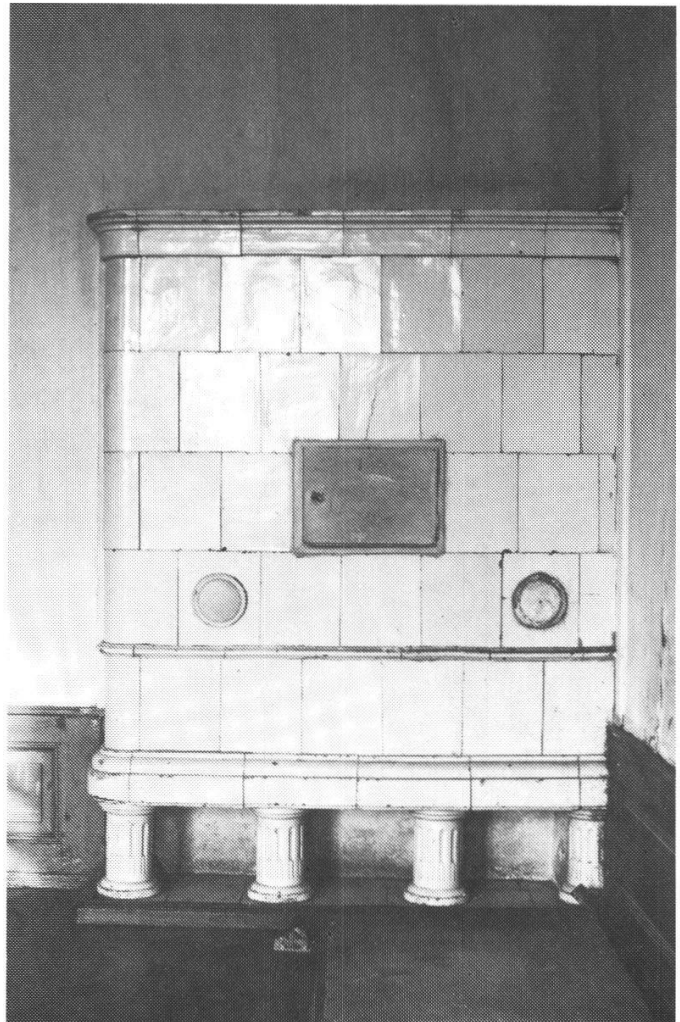


Abb. 16



Abb. 15

25.X. 1860); bis 1882 Alfred *Glutz* allein. 1882–1894 besass es der Bierhalle-Wirt Joseph *Brunner* (Geldstag 26.VII. + Nachschlag 15.XII. 1882), dann kaufte es die Kollektivgesellschaft *Fröhlicher und Glutz*, Architektur- und Bauunternehmung. Die Nachfolgefirma verkaufte den ehemaligen Hof 1986 an das Berner Generalbauunternehmen *Titag AG*. *M. H.*

Abb. 11: Grundriss des 2. Stocks, Bestandaufnahme vor dem Abbruch. 1 = vordere Stube, 2 = Schlafzimmer, 3 = hintere Stube, 4 = Nebenkammer, 5 = Korridor, 6 = Treppenhaus, 7 = Küche.

Abb. 12: Stuckprofile von ca. 1740/50.

Die Ziffern 1–6 beziehen sich auf die Raumnummerierung in *Abb. 11*.

Abb. 13: Schlafzimmer im 2. Stock mit spätbarockem Alkoveneinbau.

Abb. 14: Nebenkammer im 2. Stock, Cheminée-Anlage mit Spiegelaufsatz, spätes 18. Jahrhundert.

Abb. 15: Stubendecke im 2. Stock, Detail der Eckrossette, um 1830/40.

Abb. 16: Kachelofen in der Stube im 2. Stock, um 1830/40.



Abb. 1

Solothurn, Villa Riantmont, Mühleweg 1

Am 31. März 1987 hat der Regierungsrat die Villa Riantmont samt Parkanlage unter kantonalen Denkmalschutz gestellt. Sie ist 1879/80 vom Ehepaar Johann und Katharina Kaiser-Hänggi erbaut worden, welches am Stalden 25 in Solothurn ein Spezerei- und Weingeschäft führte. Katharina Kaiser war die Tochter des berühmten Leder-Hänggi, Johann Hänggi von Arx (1791–1862), aus Nunningen. Ihm oder seiner Familie gehörten im 19. Jahrhundert die ehemals patrizischen Landsitze Emmenholz in Zuchwil, Vorder-Bleichenberg und Hinter-Bleichenberg in Biberist sowie verschiedene Stadthäuser. Riantmont steht in der Tradition der barocken Sommersitze, war aber von Anfang an für den ganzjährigen Gebrauch gedacht. Seine bauliche Gestalt ist klassizistisch, sein Garten englisch, seine Bauherrschaft gehörte dem kaufmännisch und humanistisch gebildeten Bürgertum an. Es ist eine der bedeutendsten Villen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Kanton. Unter Schutz gestellt wurden die Gebäudehülle samt Bauplastik, Zugängen und Treppen, die Gartenanlage mit altem Baumbestand, verschiedenen Brunnen

und künstlerisch geformten Steinobjekten sowie folgende Teile des Innern: Eingangspartie und Treppenhhaus mit Malereien im «pompejanischen Stil», die sechs repräsentativen Zimmer im Erd- und Obergeschoss samt ihrer unbeweglichen Ausstattung wie Täfer, Stuck, Öfen, Parkette, Malereien usw. Das Haus dient heute als Altersheim für Frauen.

Ausgelöst wurde die Unterschutzstellung durch ein ungünstiges Anbau-Projekt, welches den Abbruch der östlichen Veranda aus der Erbauungszeit vorsah. In der Folge der Unterschutzstellung wurden ein hier vorgesehenes Pensionären- und ein Badezimmer in die Veranda eingebaut. Die Veranda und ein Teil ihrer ursprünglichen gemalten und reliefierten Dekoration sind erhalten.

Leitung: Ingenieur A. Rieser, Biberist. Architektonische Beratung: Architekt P. Flury, Solothurn. G. C.

Abb. 1: Villa Riantmont mit Park von Süden.

Abb. 2: Die östliche Veranda vor den Bauarbeiten.

Abb. 3: Die östliche Veranda nach dem Einbau eines Pensionären- und eines Badezimmers.



Abb.2



Abb.3

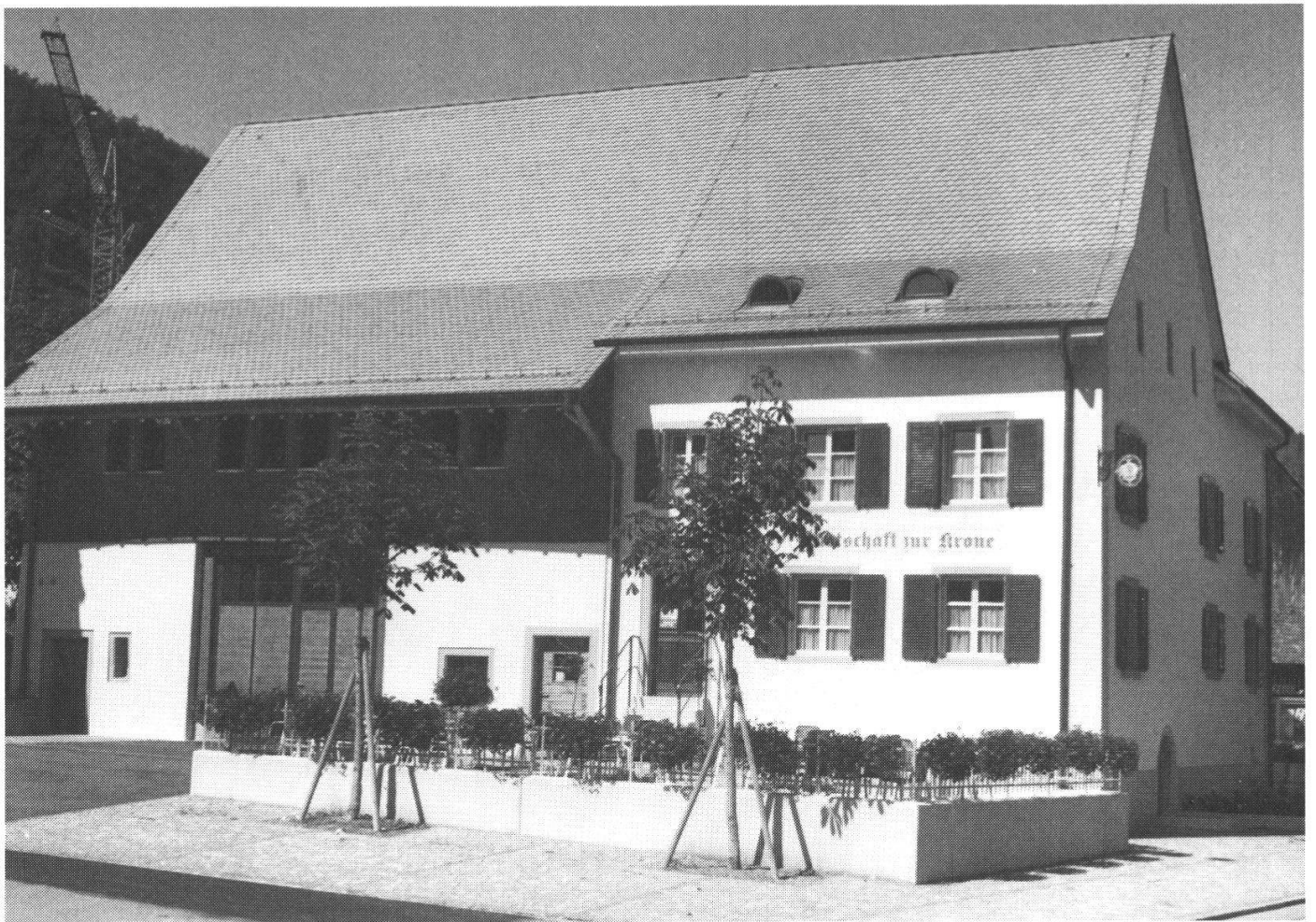


Abb. 1

Bättwil, Krone

Mit der Restaurierung der «Krone» konnte ein wichtiges Gebäude im alten Kern von Bättwil erhalten und für öffentliche Zwecke umgenutzt werden. Während im bisherigen Wohnteil die 1972 geschlossene Wirtschaft wiedereröffnet und in den Obergeschossen die Gemeindeverwaltung und eine Wohnung eingerichtet wurden, fanden im ehemaligen Ökonomieteil das Feuerwehrmagazin und darüber ein grosszügig gestalteter Gemeindesaal Platz. Die Veränderungen sind mit Sorgfalt ausgeführt worden. Die Räume der Wirtschaft und der Gemeindeverwaltung konnten in ihrem ursprünglichen Charakter erhalten oder wiederhergestellt werden, während der Gemeindesaal mit seinem transparent gestalteten Zugang bewusst eine moderne Architektursprache aufnimmt.

Das Gebäude stammt in seinen Ursprüngen aus dem frühen 17. Jahrhundert und ist damals im nachgotischen Stil erbaut worden. Darauf weisen das rundbogige, 1600 datierte Kellerportal und die gefasten Öffnungen im Giebfeld. 1712 erhielt der damalige Eigentümer das Tavernenrecht mit der Erlaubnis, ein Schild mit weissem Windspiel auf rotem Grund zu führen. 1761 wurde das «Windspiel» dann in «Wirtschaft zur Krone» umbenannt. Der Charakter des Gebäudes hat sich im 19. Jahrhundert mit dem westseitigen Quergiebel und der Gestaltung der Fassade im klassizistischen Stil stark verändert. Auch der

Ökonomieteil ist im Laufe der Zeit umgebaut worden.

Trotz der verschiedenen, teilweise neuen Nutzungen ist es gelungen, das Erscheinungsbild und den Charakter des Gebäudes zu erhalten und zusammen mit der Umgebungsgestaltung wieder aufzuwerten. Dies kommt dem ganzen Ortskern von Bättwil zugute.

Architekt: F. Andres, Ettingen

M. S.

Abb. 1: Nach dem Umbau von 1987.

Abb. 2: Zustand frühes 20. Jahrhundert.

Abb. 3: Zustand 1947.

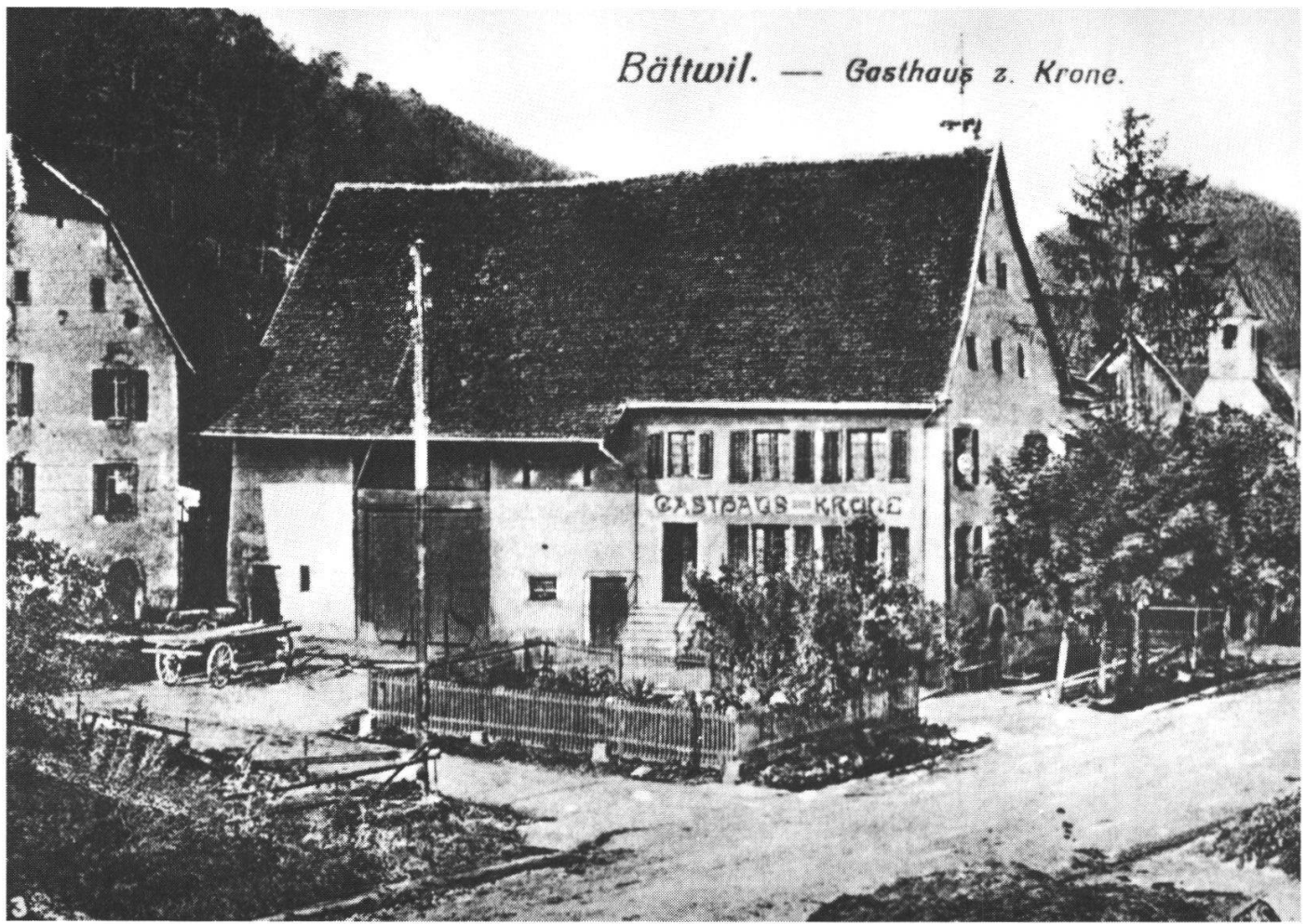


Abb.2



Abb.3



Abb. 1

Beinwil, Rattis-Chäppeli

Das Rattis-Chäppeli gehört zum Hof Unter-Rattis. Seine Lage auf einer Hügelkuppe zwischen diesem und dem Ober-Rattis ist äusserst reizvoll. Es ist 1744 erbaut und dem hl. Wendelin geweiht worden. Das einfache, geschlossene Bethäuschen erhielt in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts ein neues Dach mit viel zu flacher Neigung. Die Restaurierung von 1986/87 hat diesen Fehler korrigiert. Es wurde ein neues, steileres Dach aufgesetzt und mit einheimischen Holzschindeln eingedeckt. Am Äusseren wurde ein neuer, verlängerter Kalkputz angetragen und al fresco gekalkt. Eine neue Eingangstüre aus Eiche wurde eingesetzt und im Innern ein neues, zweifach gebrochenes Holztönchen in der Art der bis in die 40er Jahre existierenden Decke. Den ursprünglichen Verputz an den Wänden konservierte man. Die Dekorationsmalereien aus der Erbauungszeit konnten freigelegt und konserviert werden. Diese zeigen Blumen- und Fruchtegirlanden an den Seitenwänden, Blattranken mit Voluten um die kleinen Fensterchen und einen Vorhang hinter dem Altärchen. Sie weisen stilistisch auf den Hochbarock der Zeit um 1700 zurück. Die Malereien wurden lediglich innerhalb der freigelegten Fragmente zurückhaltend retuschiert. Von Ergänzungen über die Fragmente hinaus wurde abgesehen. In ihrer bunten Farbigkeit bilden sie den fröhlichen Rahmen zur ländlich-einfachen und doch stimmungsvollen Ausstattung des Altarbereichs, die sorg-

fältig restauriert worden ist. (Zur Baugeschichte vgl. Loertscher, Gottlieb. Die Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn III, Basel 1957, S. 173 f.)

Leitung: G. Erzer, Münchenstein, Restaurierungsarbeiten. W. Arn AG, Worben. G. C.

Abb. 1: Das Rattis-Chäppeli liegt reizvoll inmitten von Bergweiden unter den Felsen des Juras.

Abb. 2: Westansicht mit neuem Steildach.

Abb. 3: Das Innere mit Altärchen und barocken Wandmalereien.

Abb. 4: Ausschnitt aus den fragmentarisch aufgefundenen Wandmalereien: Lorbeergirlande mit Blumen und Früchten.



Abb.2



Abb.3

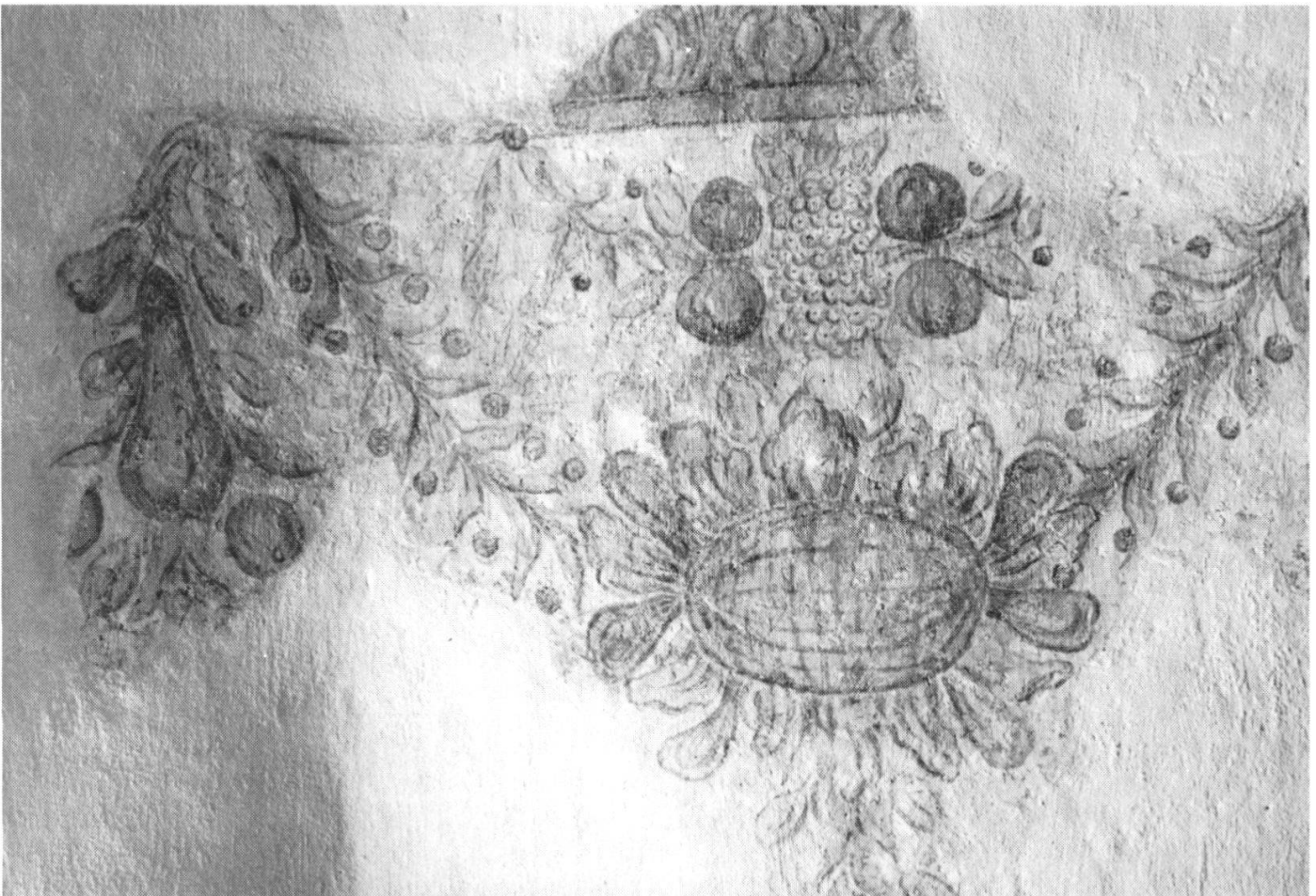


Abb.4



Abb. 1



Abb. 3



Abb. 2

Abb. 1–3: Das Wirtshausschild

1: vor der Restaurierung,

2: nach der Reinigung, Freilegung und dem Kittieren der Fehlstellen,

3: nach den Retuschen, Endzustand.

Abb. 4: Blick in die Gaststube mit der Kassettendecke, der 1644 datierten Fenstersäule und den restaurierten Kabinettscheiben.



Abb.4

**Boningen, Gasthaus St. Urs:
Restaurierung des Wirtshausschildes und der Kabinettscheiben**

Im 1644 erbauten und später erweiterten Gasthaus St. Urs wurden das Wirtshausschild von 1793 und die sechs Kabinettscheiben restauriert.

Wirtshausschild: Das Schild hängt seit einiger Zeit nicht mehr an der Fassade, sondern wird im Innern aufbewahrt. Anlass zur Restaurierung war der allgemein schlechte und unansehnliche Zustand seiner Oberfläche. Die Risse in der Bildtafel sowie drei Ecken des Rahmens mussten neu verleimt werden. Die den Rahmen umspielenden Ornamente wurden auf die zweitälteste Farbfassung freigelegt, der Rahmen und das Bild selbst auf die älteste Fassung. Dabei erschien oben auf dem Rahmen der originale Schriftzug der Jahrzahl 1793 samt dem von den Buchstaben «S» und «O» gerahmten Solothurner Wappen. Seitlich kamen die bisher nicht sichtbaren Wappen der übrigen Kantone der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft zum Vorschein, sechs vorne und sechs hinten. Das Kürzel «WH WIS» deutet auf den Wirt Wilhelm Wiss hin, dem 1761 vom Rat zu Solothurn der im Hause noch vorhandene Tavernen-Brief von 1708 «ohnabgeendert» bestätigt worden war. Das zugehörige Wappen wird im Solothurner Wappenbuch nicht aufgeführt. Es dürfte sich um ein altes Wappen «Wyss» oder um ein Hauszeichen handeln. Bei der

Rückseite des Schildes, die heute zur Wand hängt, verzichtete man auf jegliche Retuschen. Die Vorderseite wurde zurückhaltend retuschiert ohne Ergänzungen an den freigelegten Kantonswappen. Restaurator: P.Jordi, Bern.

Kabinettscheiben: Fünf von ihnen stammen aus dem 17. Jahrhundert und tragen mit einer Ausnahme die Daten 1642 oder 1645. Es handelt sich um Stiftungen der Stadt Solothurn, des Schultheissen Johann Schwaller, des Seckelmeisters Moritz Wagner, einer Solothurner Gesellschaft und der Gemeinde Boningen. Die sechste Scheibe ist 1913 von A. Kreuzer gefertigt worden und zeigt die Wappen des damaligen Wirts Urs Victor Wiss und seiner Gemahlin Anna Elisabeth Lack. Die Scheiben waren in ziemlich schlechtem Zustand. Bei einer Scheibe waren grössere Teile ausgebrochen und in einer Schachtel aufbewahrt. Vor einigen Jahren war eine äussere Schutzverglasung in Form von Vorfenstern erstellt worden. Jetzt wurden die Scheiben ausgeglast, gereinigt, neu verleimt, die Risse verleimt, fehlende Stücke wieder eingesetzt. Die alten Ergänzungen wurden belassen. Neue Bleiverglasung der Fensterflügel. Glasrestaurator: M. Halter, Bern.

G. C.



Boningen, Känelbrücke

Die Känelbrücke, ein Aquädukt aus Solothurner Kalksteinquadern und -brocken, soll ursprünglich im Zusammenhang mit der Solothurner Stadtbefestigung gestanden haben und im 19. Jahrhundert nach Boningen versetzt worden sein.

Die Schäden an der Känelbrücke waren unter anderem aus folgenden Gründen entstanden:

1. Unterspülung der Fundamente durch einen kleinen Wasserfall auf der Höhe der Brücke.
2. Veränderung der Fliessrichtung des Baches.
3. Die ehemaligen Stauden entwickelten sich zu Bäumen, welche die Brücke so stark beschatteten, dass sie kaum noch trocknen konnte.
4. Das Mauerwerk wurde durch Baumwurzeln zum Teil auseinandergetrieben.

Zuerst wurde das Wasser des Baches gefasst und durch ein Rohr abgeleitet. Jetzt zeigten sich die enormen Unterspülungsschäden, die mit Beton und riesigen Kalksteinblöcken behoben wurden. Gleichzeitig verlegte man das Bachbett mitten unter den Brückenbogen.

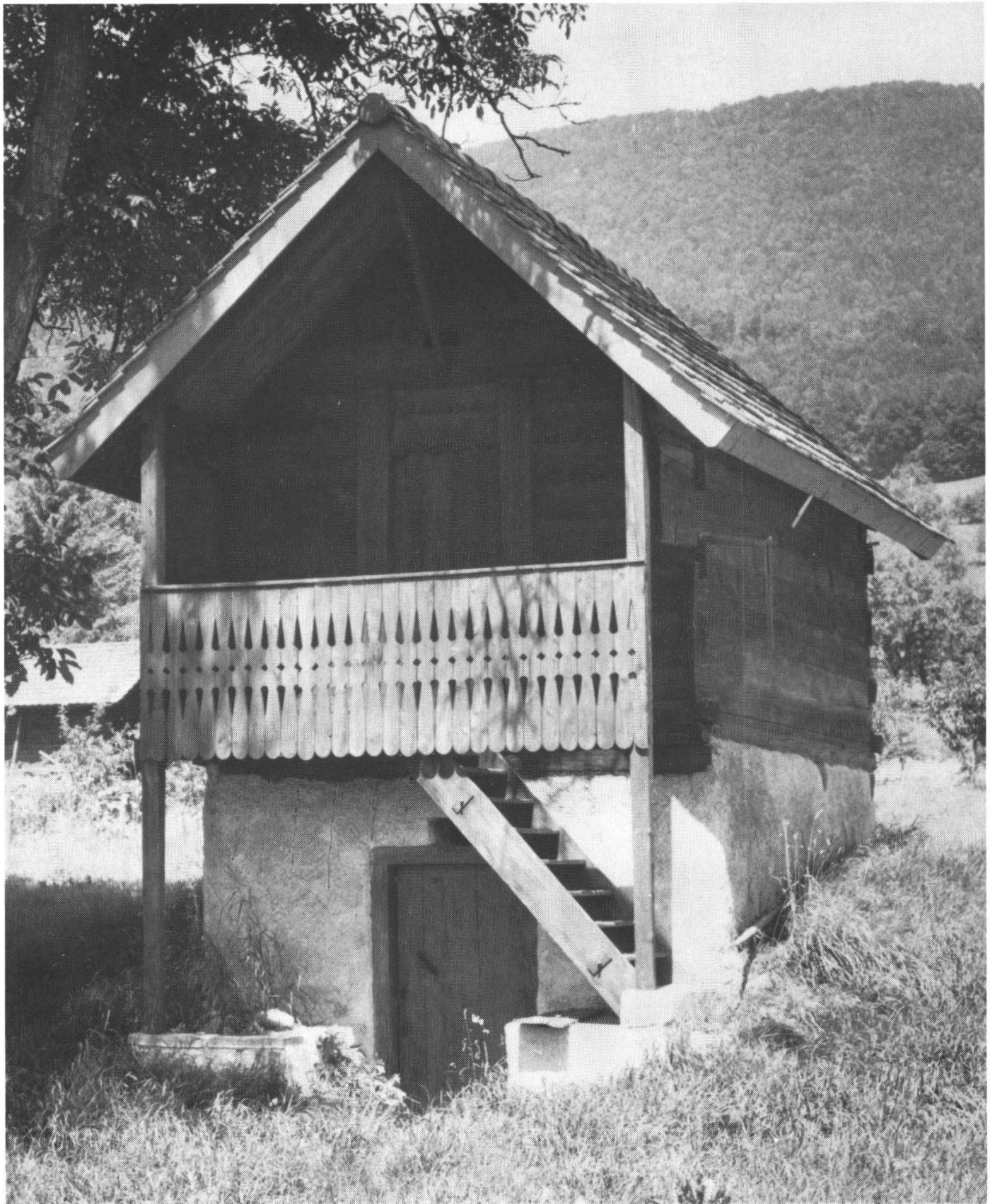
Nachdem die Brücke eingerüstet worden war, wurde der Mauerkern zwischen Känel und Mauermantel

ausgebaut, und die teilweise armdicken Wurzeln sowie der Humus wurden entfernt. Dann konnten die grossen Steine im Mauermantel gefluchtet, die fehlenden Steine durch neue, grob gerichtete, ersetzt werden. In der Brückenmitte wurde ein neuer Schlussstein – versehen mit den Jahreszahlen 1818 und 1987 – eingebaut. Dieser und andere gefährdete Steine wurden mit Chromstahlankern gegen Absturz gesichert. Endlich wurden die Mauermäntel gereinigt und in die Löcher genau eingepasste Steine mit einem Kunststoffhammer eingeschlagen, so dass sich die Steine gut verkeilten. Es wurde kein Mörtel verwendet, obwohl im Mauerkern Mörtelreste gefunden wurden. Zum Schluss wurde zwischen Känel und Mauermantel mit Schotter aufgefüllt, der Känel selber wurde belassen. Es blieben noch die Anpassungsarbeiten an den beiden Ufern.

Leitung: E. Bitterli, Niedererlinsbach, und M. Widmer, Boningen.

E. B. / G. C.

Abb.: Die sanierte Känelbrücke.



Aedermannsdorf, Speicher Vogt

Der 1663 datierte Speicher auf der «Schaubenmatte» nordöstlich der Kapelle, ein Blockbau mit verzinkten Bohlen, wies verschiedene Schäden auf. So mussten das Dach saniert, das durch Wurmbefall beeinträchtigte Holzwerk behandelt und der Sockel ausgebessert werden. Die zeichenhafte Malerei im Giebelfeld wurde restauriert.

Restaurator: W. Arn AG, Worben.

M. S.



Abb. 1



Abb. 2

Grenchen, Alte Turnhalle

Nachdem Grenchens alte Turnhalle 1985 durch den Regierungsrat zusammen mit dem ganzen Schulbezirk unter kantonalen Denkmalschutz gestellt worden war (vgl. Denkmalpflegebericht 1985), ist sie in der Zwischenzeit gesamthaft restauriert worden. Sie ist in den Jahren 1905/06 in historisierendem Stil nach den Plänen der Architekten Wyss (Grenchen) und Fröhlicher (Solothurn) erbaut worden. 1930 wurde sie renoviert und erhielt Lukarnen und Vorhallen in Heimattstilformen und eine neue Farbigkeit. Der damals 22jährige Ferdinand Kaus malte, gerade von einem zweijährigen Aufenthalt an der Staatsschule für angewandte Kunst in München zurückgekehrt, an die Innenwände Szenen zum Thema Sport – Spiel – Tanz. Bei der Restaurierung von 1986/87 wurde der Zu-

stand von 1930 architektonisch und farblich im grossen und ganzen beibehalten. Allerdings präsentierte sich das Rot am Äussern damals kräftiger als heute. Die alte Turnhalle dient heute vor allem den Vereinen als Mehrzweckraum. Im Untergeschoss ist eine Jugend-Disko eingerichtet.

Leitung: Stadtbauamt Grenchen, Herr F. Baccalà; Architektengemeinschaft E. Aebi und R. Kaufmann. Farbuntersuchung und Restaurierungsarbeiten: W. Arn AG, Worben. G. C.

Abb. 1 und 2: Die restaurierte Alte Turnhalle aussen und innen.

Abbildung der Wandmalerei über dem Seitenportal siehe Seite 249.

Schönenwerd, Sälischulhaus

Das von den bedeutenden Zürcher Architekten Pflighard und Haefeli 1909 erbaute Sälischulhaus wurde einer Gesamterneuerung unterzogen. Die Denkmalpflege leistete einen Beitrag an den Ersatz der vor etlichen Jahren eingebauten Metallfenster durch neue Holzfenster in den ursprünglichen Formen. Sie beharrte nicht auf der Beibehaltung der originalen Farbigkeit mit sandgetöntem Verputz und rotem Holzwerk. An deren Stelle trat ein neues, innen und ausen durchgezogenes Farbkonzept mit Blau- und Gelbakzenten.

Leitung: Bauamt Schönenwerd, Herr G.Hirsbrunner; Architektengruppe Olten, Herren R. Wälchli und J.Aeschmann. G. C.

Abb.: Das erneuerte Sälischulhaus.





Abb. 1

Halten, Dorfstrasse 51 («Taunerhaus»)

Angeregt durch den ehemaligen Haltener Lehrer Jürg Tanner, erarbeiteten Studenten der Ethnologie von der Universität Bern eine Ausstellung, «Halten ein Dorf», die im Solothurner Kunstmuseum gezeigt wurde. In diesem Zusammenhang subventionierte die Kantonale Denkmalpflege Planaufnahmen eines sogenannten «Taunerhauses» aus der Jahrhundertwende. «Taunerhäuser» sind kleine Wohnhäuser, die mit einem Stall verbunden sind, in dem zwei bis drei Stück Vieh Platz finden. Es sind Kleinstbauernhäuser, deren Bewohner als Fabrikarbeiter ihren Lebensunterhalt verdienen. Daneben bewirtschafteten sie zur Selbstversorgung ein Stücklein Land und hielten zwei, drei Kühe und wenig Kleinvieh. Obwohl das Haus Nr.51 in jüngerer Zeit ungünstig verändert wurde (Eternitmantel, sprossenlose Fenster), ist es nach wie vor sozialgeschichtlich sehr interessant.

M. H.

Abb. 1: Ansicht von Nordwesten. Rechts der Wohnteil mit äusserem Treppenaufgang ins Obergeschoss, links Stall und ehemaliges Tenn. Ungünstige jüngere Veränderungen (Eternitmantel).

Abb. 2: Grundrissaufnahme Erdgeschoss. An der Stelle von Dusche und Schlafzimmer lag ursprünglich das Tenn.

Abb. 3: Aufnahmeplan der Nordfassade, die nach der Strasse hin orientiert ist.

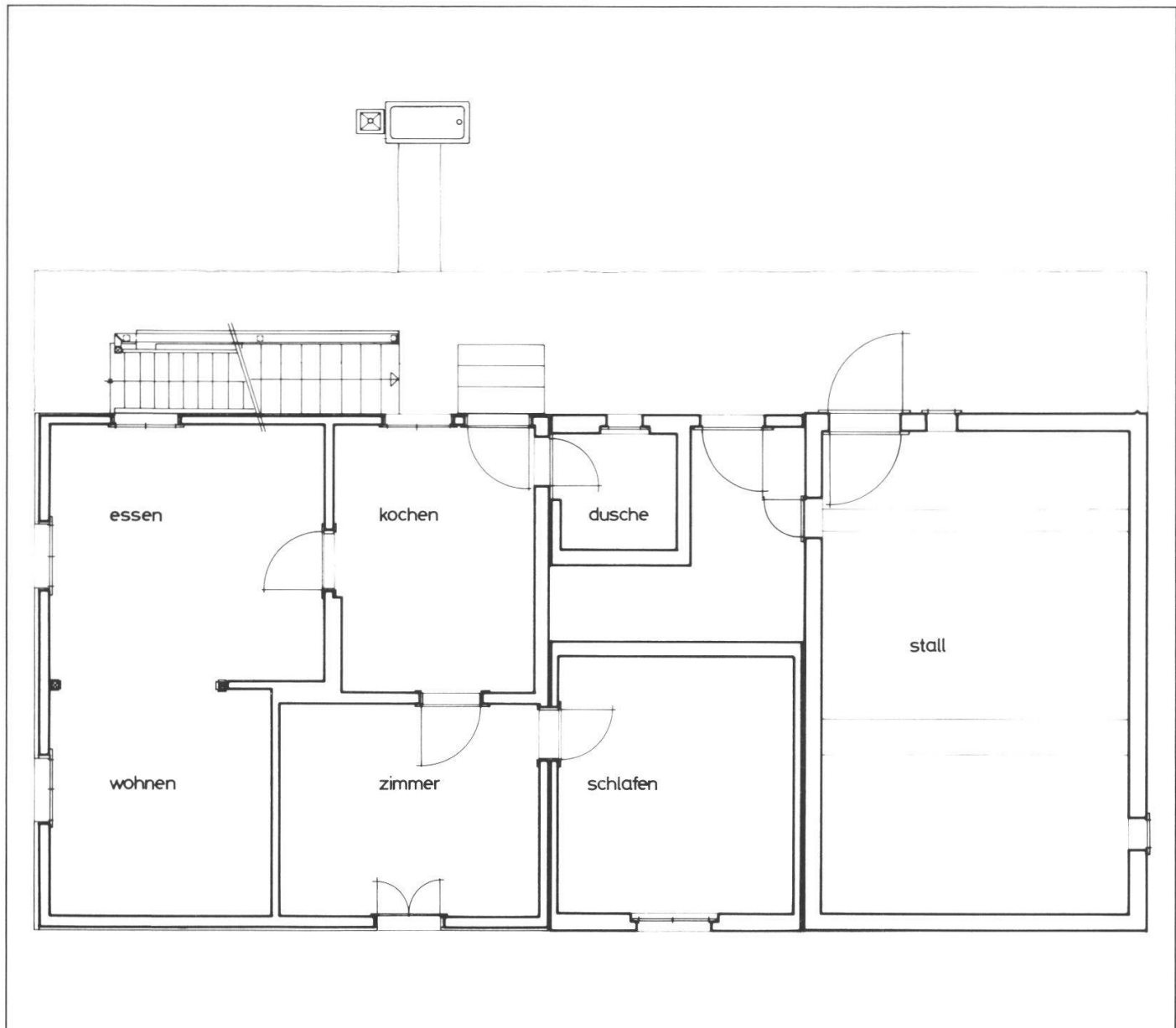


Abb.2

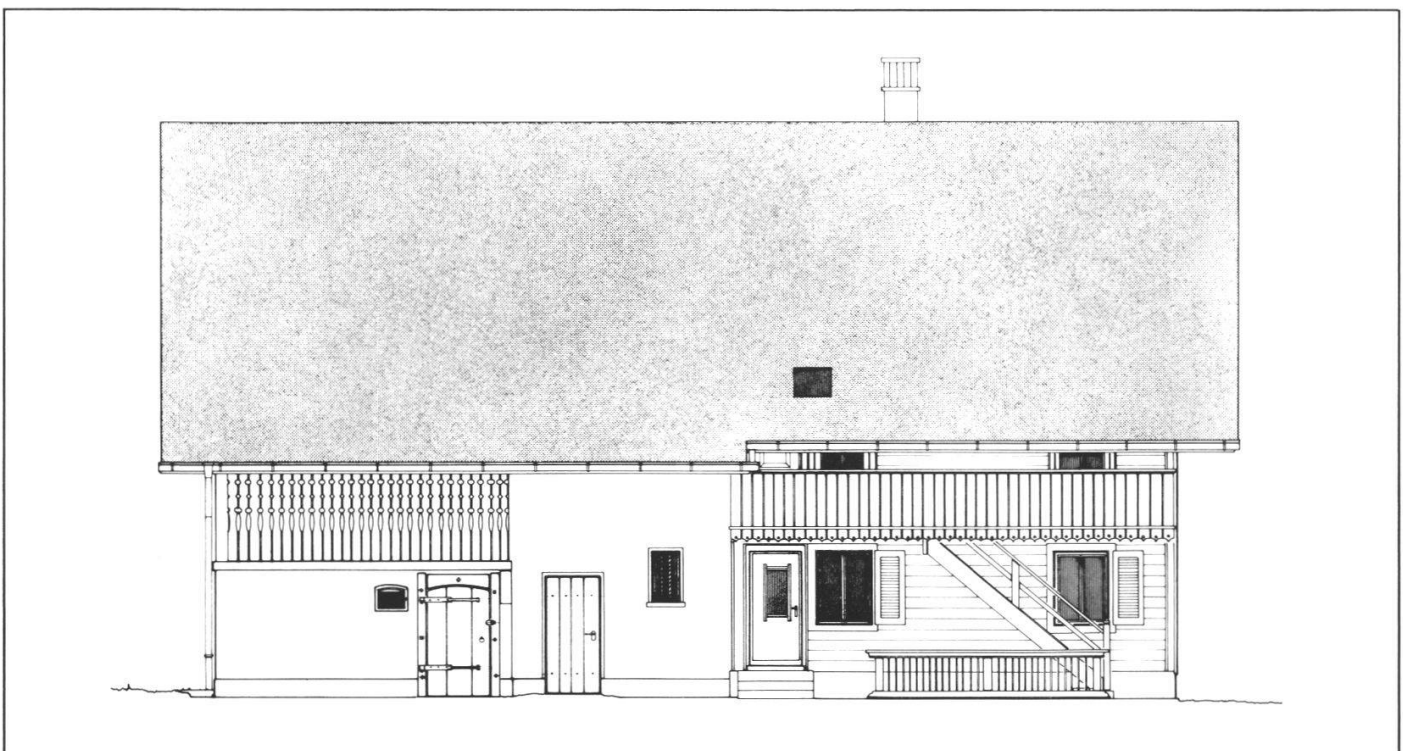


Abb.3



Abb. 1

Lostorf, Pfarrkirche St. Martin

Die Kirche liegt im Bereich einer römischen Villa. Das Martinspatrozinium deutet auf ein sehr hohes Alter hin. 1147 wird sie zum erstenmal schriftlich erwähnt. Sie ist im Laufe der Zeit bis zu ihrer heutigen Form gewachsen: Turm mittelalterlich, oberstes Geschoss wohl 1616. Kreuzrippengewölbe in der Sakristei (= alter Chor) wohl um 1500. Schiffsmauern und Dachstuhl 1786/87 von Thomas Burg, Maurermeister in Däniken, wohl nach Plänen des Bauamtes. 1846 Kirche renoviert und besonders im Innern neu gestaltet. 1884 Blitzschlag, in der Folge Ersatz des Hochaltars, Ausmalung der Kirche. 1936 Umbau, Verlängerung und Wölbung des Schiffs durch Architekt Adolf Gaudy, Luzern/Rorschach, neue Innenausstattung.

1986/87 wurde die Kirche aussen im Sinne Gaudys konserviert und neu gestrichen. Im Innern wurden die letztmals von Gaudy bearbeiteten und bereicherten Stuck- und Gipsarbeiten an Wänden und Gewölben belassen und neu gestrichen. Die Innenausstattung Gaudys, insbesondere die drei Altäre, wurde entfernt, obwohl die Denkmalpflege für ihre Erhaltung plädiert hatte. Neue Altäre und Gestaltung des liturgischen Bezirks durch Hanspeter von Ah, Ebikon, hervorgegangen aus einem Wettbewerb unter vier Künstlern. Subvention der Denkmalpflege an das Äussere und einige wiederverwendete Gegenstände im Innern. (Vgl. Die umgebaute St.-Martins-Kirche in Lostorf. Gedenkschrift auf die Einweihung,

Olten 1937. – St. Martin, Lostorf, Renovation 1986–1987, Schönenwerd 1987.)

Leitung: Architektengemeinschaft W. Guldemann und A. Meier. G. C.

Abb. 1: Das Kircheninnere vor der Umgestaltung von 1936 mit den Altären von 1846 und 1884 und einer Kanzel in Rokokoformen.

Abb. 2: Blick zum Hochaltar nach der Umgestaltung von 1936 durch Adolf Gaudy.

Abb. 3: Das Kircheninnere nach der Umgestaltung von 1986/87.



Abb.2



Abb.3



Abb. 1

Lüterswil, Grabenöle

Nach langen Jahren des Zerfalles ist es mit vereinten Kräften gelungen, die sehr malerisch in einer Waldlichtung im Müllital gelegene Grabenöle mit ihrer Öleeinrichtung zu restaurieren und zu neuem Leben zu erwecken. Das Wasserrad und die hölzerne Einrichtung zum Ölpresen, Reiben und Knochenstampfen sind wieder betriebsfähig und können frei besichtigt werden.

Baugeschichte

Auf die Gegend der Grabenöle wird erstmals 1276 in einer Urkunde im Staatsarchiv Solothurn Bezug genommen. Ab 1685 sind die jeweiligen Eigentümer der Grabenöle bekannt. Die dendrochronologische Analyse (Altersbestimmung des Holzes durch den Vergleich der Jahrringabstände mit datierten Vergleichshölzern) ergibt für den Schiebboden der Balkendecke über dem Öleraum eine Bauzeit im späteren 16. Jahrhundert. Der Öleraum muss damals alleine gestanden haben, da der Gewölbekeller und die ursprüngliche Hochstudkonstruktion des darüberliegenden Bauernhauses mit Beifirst und den urtümlich wirkenden, weit ausholenden Versteifungsstreben aufgrund von Vergleichsbeispielen ins spätere 17. Jahrhundert zu datieren sind. Es ist die Zeit um 1685 mit der frühesten Lehenurkunde der Stadt Solothurn an die damaligen Öler. 1837 ist das Bauernhaus von Niklaus Bohnenblust tiefgreifend erneuert und mit dem weit vorkragenden Quergiebel mit Flugkonstruktion und Stützstreben versehen worden. Zu Beginn unseres Jahrhunderts ist über dem Wasserrad das Gebäude gegen Westen erweitert worden.

Die Öleanlage selbst kann in keinen chronologischen Zusammenhang mit dem Gebäude gebracht werden. Der teils in den anstehenden Fels hineingehauene Öleraum ist wohl sogar etwas älter als die darüberliegende Balkendecke. Der Ölpresstock und die Achsen der Anlage, beide aus Eiche, konnten jedenfalls mit Hilfe der Dendrochronologie in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert werden. Im Laufe der Zeit ist die Anlage verschiedene Male verändert und ergänzt worden. Das Wasserrad mit seiner eisernen Nabe ist erst etwa 100 Jahre alt. Die Öle ist bis nach dem Ersten Weltkrieg gelaufen und musste danach den Betrieb aus wirtschaftlichen Gründen einstellen.

Erhaltung

Es muss von einem wahren Glücksfall gesprochen werden, dass die Öleanlage heute überhaupt noch vorhanden ist, da sie im Laufe der Zeit mehrere Male hätte entfernt oder versetzt werden sollen. Während des Zweiten Weltkriegs sollte anlässlich einer Schrottsammelaktion das wenige Eisen an der Wasserradachse entfernt werden. 1945 kaufte der Staat Solothurn die Anlage für Fr.400.– mit der Absicht, diese auszubauen und beim Schlösschen Buchegg wiederaufzustellen. In den 60er und 70er Jahren wurden auch weitere Standorte in Niederwil und Küttigkofen ins Auge gefasst. 1973 wäre die Anlage fast herausgerissen worden. Bis vor wenigen Jahren war mit den jeweiligen Eigentümern der Grabenöle keine erspriessliche Zusammenarbeit möglich, so dass es über 40 Jahre seit dem Kauf der Öleanlage durch den Kanton dauerte, bis sie nun fachgerecht restauriert werden konnte.



Abb.2

Restaurierung

Da das Gebäude und die Anlage wegen dem mangelnden Unterhalt in einem schlechten Zustand waren, gestalteten sich die Restaurierungsarbeiten sehr aufwendig. Das Gebäude musste von unten bis oben saniert werden. Zudem mussten einige Teile, wie die Decke über dem Öleraum und gewisse Mauern, vollständig erneuert werden. Da die Öleanlage wieder betriebsfähig werden sollte und somit auch Kräfte zu übertragen hat, waren der Ersatz oder die Rekonstruktion diverser Teile, so namentlich der hölzernen Wellen, des Ölpressstockes und des Wasserrades, unumgänglich. Die Restaurierungsarbeiten wurden etappenweise und unter Berücksichtigung der vorhandenen Bausubstanz und des Charakters des Gebäudes ausgeführt. Zudem mussten eine neue Wasserzuleitung und ein Zugang vom Wanderweg auf der andern Bachseite her über eine neue Brücke erstellt werden.

Beschreibung

Die Öleanlage besteht aus dem oberflächigen, durch eine etwa 200 m lange Wasserzuleitung gespeisten Wasserrad mit 4,6 m Durchmesser, das seine Kraft über verschiedene hölzerne Zahnräder und Wellen auf die einzelnen Werke überträgt. Auf dem Kollergang wird das Pressgut (Baumnüsse, Haselnüsse, Buchnüsse, Mohn etc.) zermalmt und daraufhin im Ofen mit dem ebenfalls wasserradgetriebenen Rührwerk auf 50–80° erhitzt, bevor es im Ölpressstock ausgepresst wird. Der Ölbrei wird dabei in eine Filtermatte gepackt und mit Hilfe von Keilen unter Druck gesetzt. Das gepresste Öl wurde vor allem als

Lampen-, aber auch als Speiseöl verwendet. Auf der Flachs- oder Hanfreibe wurden die Flachs- und Hanfstengel zerquetscht, um die Fasern freizulegen, und schliesslich konnte in der Knochenstampfe Knochenmehl als Dünger hergestellt werden. (Weitere Informationen sind in der Broschüre «Grabenöle Lütterswil», Separatdruck der Zeitschrift «Jurablätter», enthalten.)

Die Öleanlage wird durch die Eigentümerin der Grabenöle, die Familie Schiess, betreut und kann frei besichtigt werden. Vom Ölewerk besteht ein Modell im Massstab 1:10.

Architekt: E. Senn, Grenchen; Baumeister: Gebr. Jetzer, Schnottwil; Zimmermeister: H. Moosmann, Lütterswil; Restaurator: Atelier 7/W. Arn AG, Worben; eidg. Experte: J. P. Aebi, Bern. M. S.

Abb. 1: Ansicht von Nordosten vor der Restaurierung. Die Öleanlage befindet sich im Kellergeschoss.

Abb. 2: Südfassade der restaurierten Grabenöle mit dem Wasserkanal im Vordergrund.

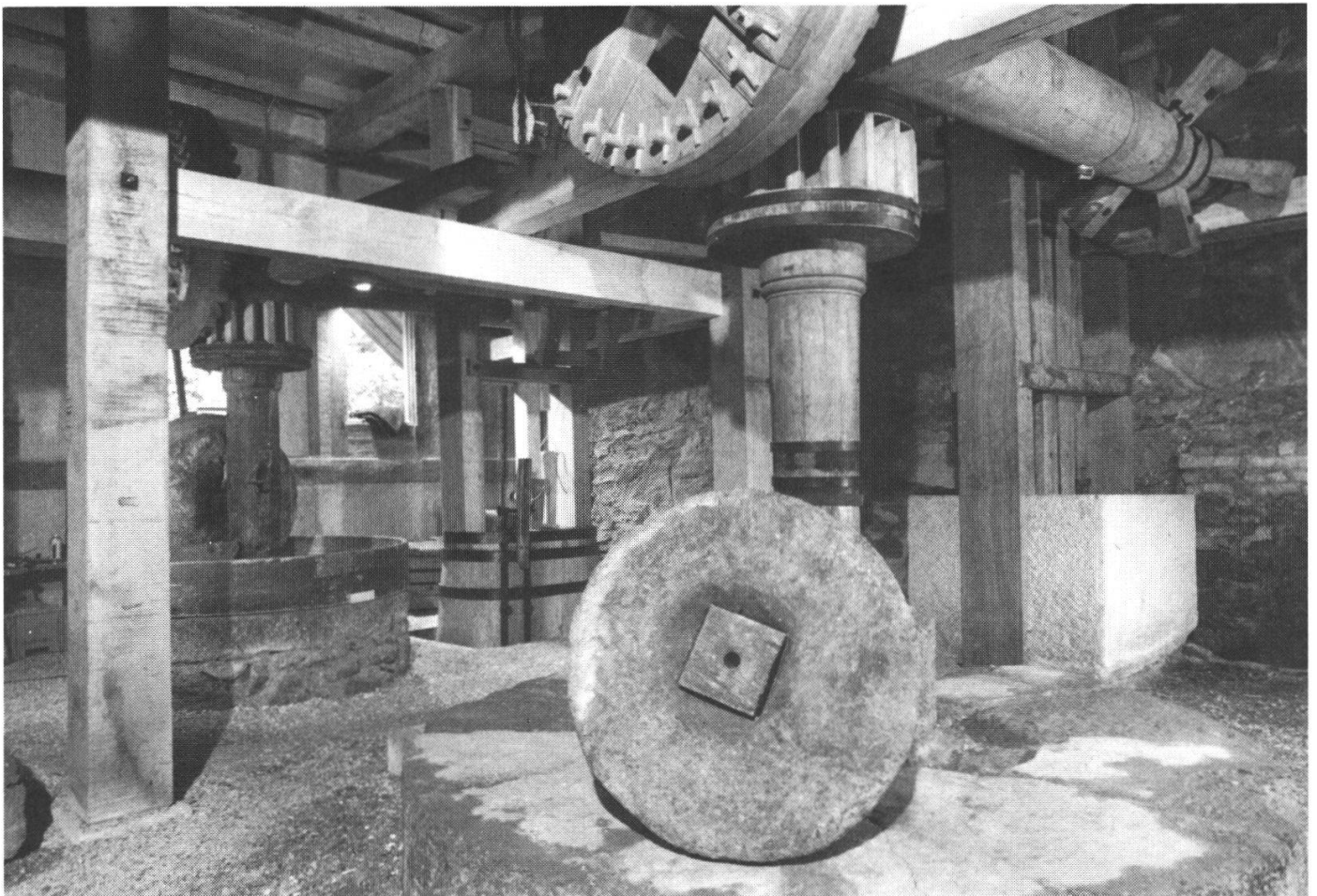


Abb. 3: Öleraum mit den einzelnen Werken (von links): Kollergang, Öltrotte, Reibe und Knochenstampfe.

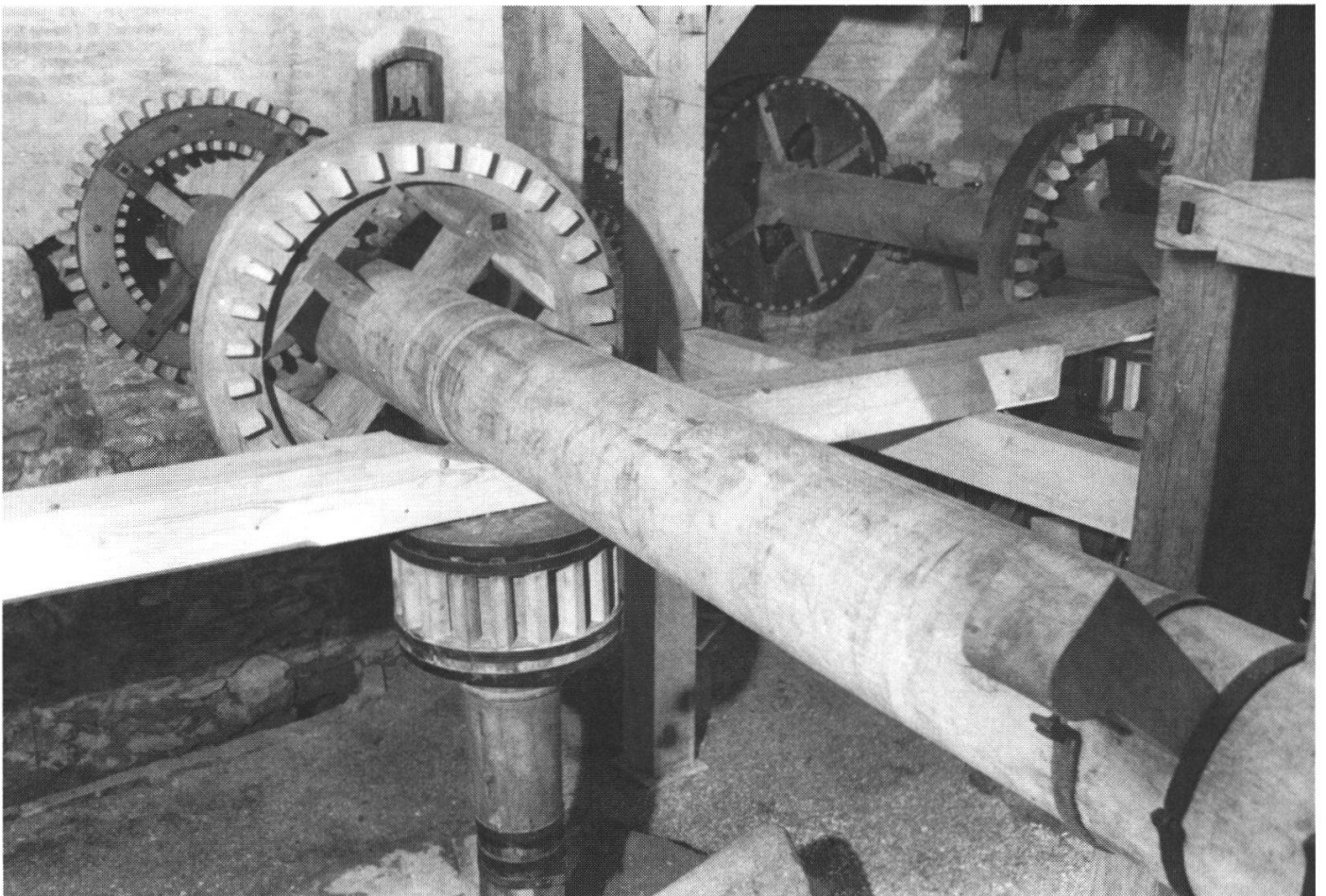


Abb. 4: Knochenstampf- und Ölpresswelle mit den hölzernen Zahnrädern.

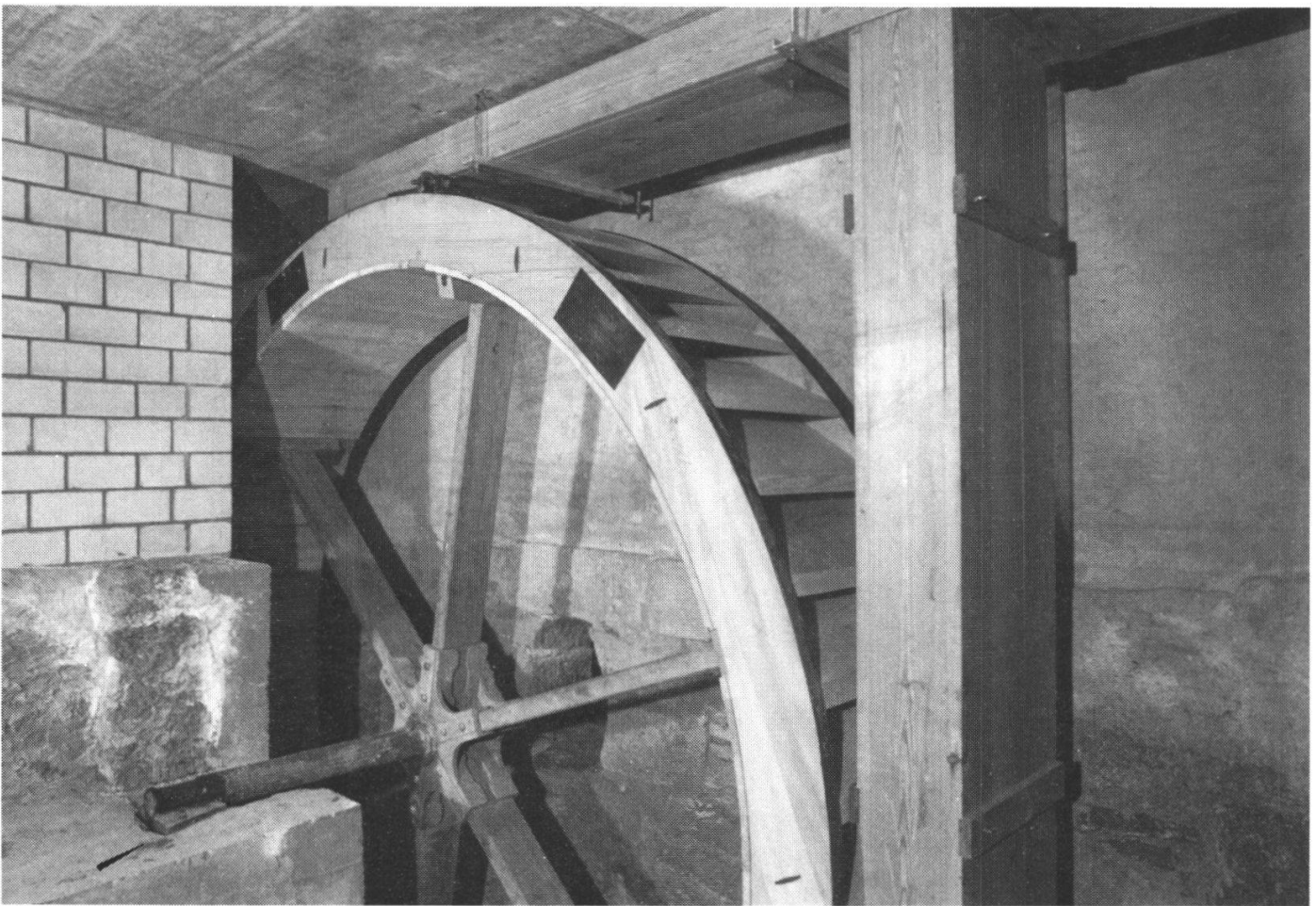


Abb. 5: Oberschlächtiges Wasserrad mit Sturzschaft.

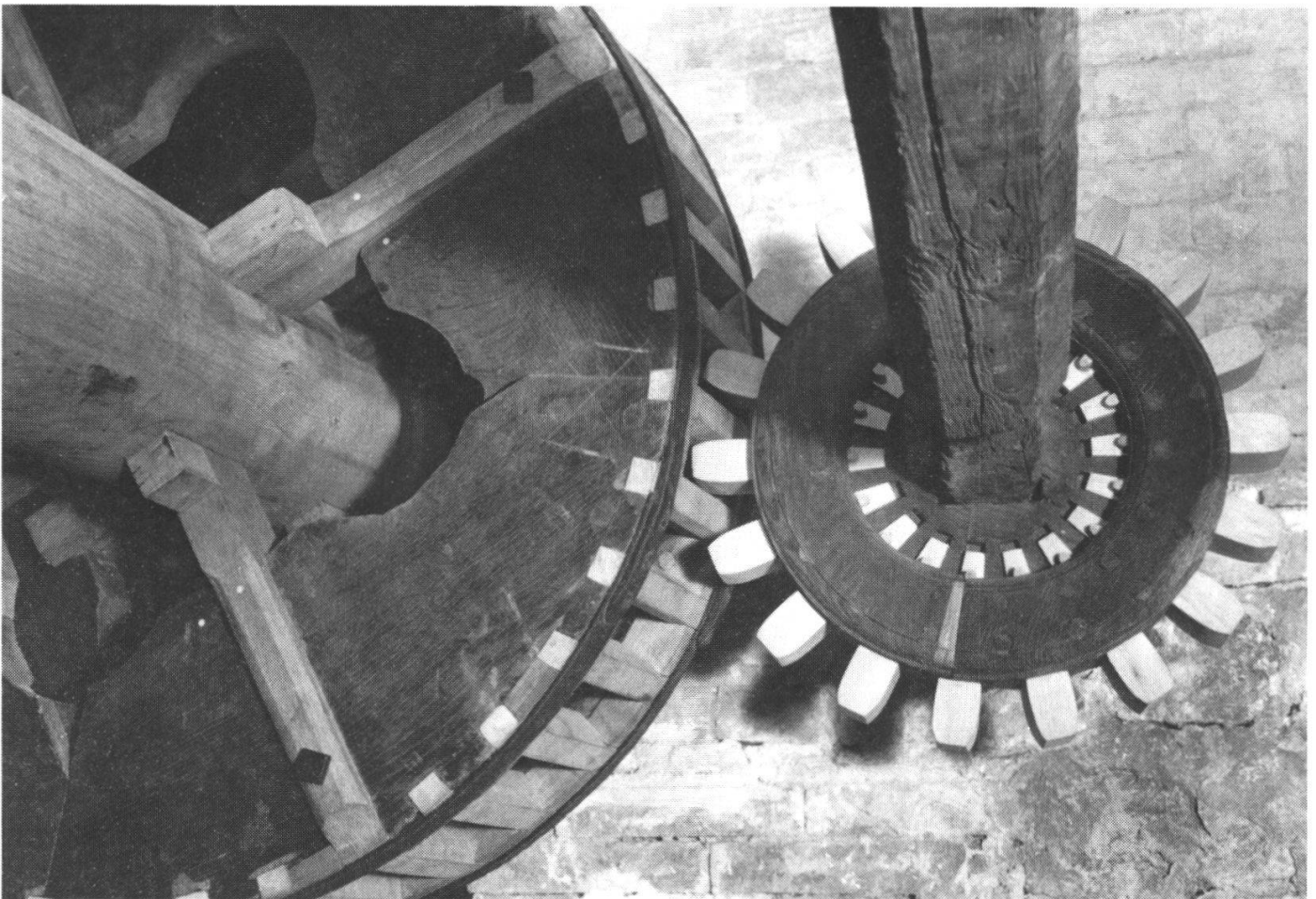


Abb. 6: Zahnrad der Ofenwelle für den Antrieb des Rührwerkes im Ofen.



Abb. 1

Luterbach, alte Kraftwerkanlage

Bedeutung

Die Industrialisierung hat im letzten Jahrhundert eine tiefgreifende Veränderung unseres Kulturräumens gebracht und die ursprünglich ländlichen Dörfer massgeblich geprägt. Als Zeugen dieser Zeit kommt den industriellen Kulturgütern grosse Bedeutung zu, weshalb sich die Denkmalpflege zunehmend mit der Erhaltung und Restaurierung solcher Bauten und Anlagen beschäftigt.

Die Wasserkraftanlage ist auch in technikgeschichtlicher Hinsicht sehr interessant, zeigt sie doch sehr schön den Übergang von vorindustriellen Anlagen mit Wasserrädern und hölzernen Zahnrädern zur elektrischen Energieproduktion.

Trotz einer schwierigen Ausgangslage ist es gelungen, das wohl älteste noch erhaltene Kraftwerk im Kanton Solothurn in betriebsfähigem Zustand zu erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Geschichte

Die Entstehung des Wasserkraftwerkes ist eng mit der Geschichte der ehemaligen Kammgarnspinnerei Derendingen verknüpft.

Das Gebiet am Unterlauf der Emme galt im letzten Jahrhundert als attraktiver Standort für neue Industrieanlagen. Dabei spielten die günstigen Steuerverhältnisse, das vorhandene Arbeiterpotential, der Anschluss ans Eisenbahnnetz und natürlich die Wasserkraft der Emme eine wichtige Rolle. Bereits 1858 war der Emmenkanal parallel zum Fluss bis nach Deren-

dingen erstellt und die Konzession für die Verlängerung bis zur Aare erteilt worden.

Während die Anfänge der von Roll in Gerlafingen in die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückgehen, öffneten die Baumwollspinnerei Emmenhof 1864, die Papierfabrik Biberist 1865, die Cementfabrik Wilihof 1871 und die Cellulose Attisholz 1882 ihre Tore. In diese Zeit fällt auch die Gründung der Kammgarnspinnerei Derendingen im Jahre 1872.

1874 war der Betrieb aufgenommen worden. Wegen Misswirtschaft war der Firma jedoch vorerst kein Glück beschieden. 1877 musste die Liquidation der Firma beschlossen werden. Erst 1879 begann das Geschäft unter der Führung der Unternehmer Lang und Koch zu florieren. Zusammen mit der 1884 angegliederten Kammgarnweberei ergab sich ein stetiger Aufschwung.

Auch der Energiebedarf stieg rapid. Nachdem das Kraftwerk direkt neben dem Fabrikgelände 1880 und 1883 je um eine Turbine erweitert worden war, wurden 1887 der Emmenkanal von Derendingen bis zur Aare verlängert und nördlich der Eisenbahnlinie Solothurn–Olten das neue Turbinenhaus erstellt. 1905 ist diese Anlage um eine weitere Turbine erweitert worden. Bald darauf genügten auch diese Kapazitäten nicht mehr, so dass Dampfkraft, später Dieselmotoren und auch Fremdstrom erforderlich waren.

Die Produktion der Kammgarnspinnerei stieg bis zur Jahrhundertwende stetig an. Nach einer durch Preisstürze verursachten schweren Krise und einer Feuersbrunst im Jahre 1901, der ein bedeutender Teil der Fabrikgebäude zum Opfer fielen, erholte sich der Be-

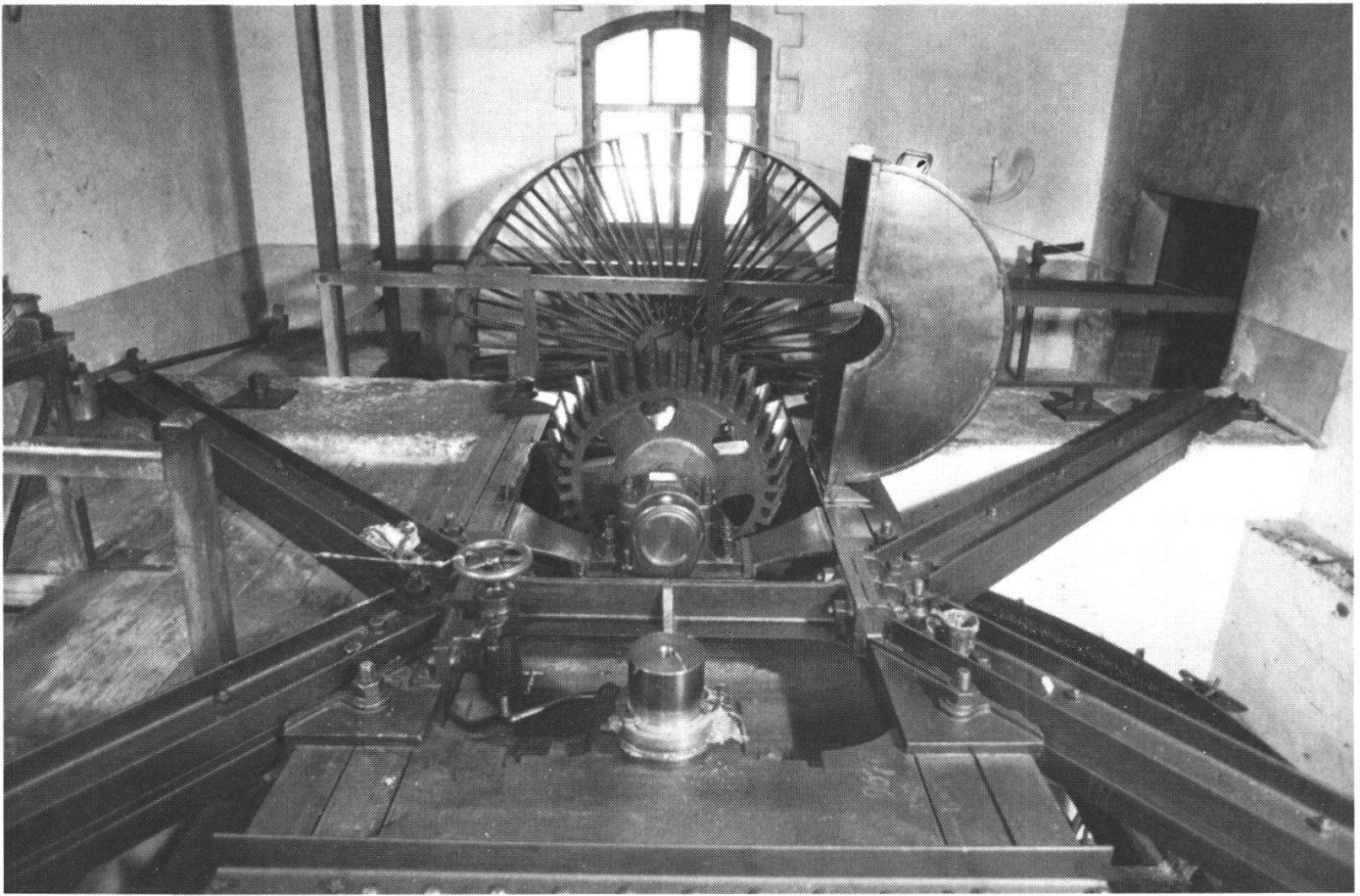


Abb. 2

trieb ab 1902 wieder, und 1907 führte die Fusion mit der Kammgarnspinnerei Schaffhausen zu einer zusätzlichen wirtschaftlichen Stärkung.

Die Situation hat sich in den letzten Jahren zusehends verschlechtert, so dass 1986 die stufenweise Betriebseinstellung bekanntgegeben werden musste und das Kraftwerk 1987 verkauft wurde.

Beschreibung

Die Wasserkraftanlage bestand vor dem Umbau aus dem alten Turbinenhaus von 1887 und der Erweiterung von 1905. Die alte Turbinenanlage ist 1886 zusammen mit der Verlängerung des Emmenkanals geplant und 1887/88 ausgeführt worden. Es handelt sich dabei um eine Francis-Turbine der Maschinenfabrik Rieter & Co in Winterthur, welche anfänglich 280 PS Leistung erbrachte. Der Generator dieser Anlage ist 1925 durch einen neuen Apparat ersetzt worden.

Die zweite Turbinenanlage ist 1905 neben dem alten Turbinenhaus in einer angebauten Halle eingerichtet worden. Als Generator wurde einer der ersten Typen eingesetzt, den Ingenieur Brown (BBC) entwickelt und gebaut hat.

Die nun restaurierte Anlage setzt sich aus der Turbine von 1887/88, dem Generator von 1905 und dem Schalttableau von 1920 mit den Marmorverkleidungen und Messanzeigen zusammen. Das durch Leitklappen gelenkte Wasser treibt das liegende Schaufelrad an. Eine vertikale Achse überträgt die Kraft auf das riesige gusseiserne Kammrad von 3,7 m Durchmesser mit seinen 126 hölzernen Zähnen, welches

über ein Winkelgetriebe mit einem kleinen Kegelrad aus Eisen das Speichenrad antreibt. Von diesem wird über einen breiten Transmissionsriemen der Generator angetrieben, der die mechanische Energie in elektrischen Strom umwandelt.

Erhaltung und Restaurierung

Es ist einem glücklichen Zufall zu verdanken, dass die alte Turbinenanlage heute noch erhalten ist. Die Hydroelectra AG plante, die alten Maschinengruppen zu demontieren und in den bestehenden Räumlichkeiten eine neue, leistungsfähigere Anlage einzubauen. Da für alte Industrieanlagen vorläufig noch kein Inventar besteht, waren die zuständigen Behörden leider nicht über die Bedeutung des Wasserkraftwerkes in technikgeschichtlicher Hinsicht orientiert, so dass die Baubewilligung bereits vorlag und die Abbrucharbeiten begonnen hatten, als die Denkmalpflege aus der Zeitung von der bevorstehenden Erneuerung der Anlage erfuhr.

Dank einem grossen Verständnis der Eigentümer, ih-

Abb. 1: Die neue Maschinenhalle steht neben dem alten Turbinenhaus und ist bewusst modern gestaltet.

Abb. 2: Ansicht der alten Turbinenanlage mit dem riesigen Kammrad (im Vordergrund, liegend, grösstenteils durch Überbau verdeckt), dem eisernen Zahnrad und dem Speichenrad mit Transmissionsriemen.

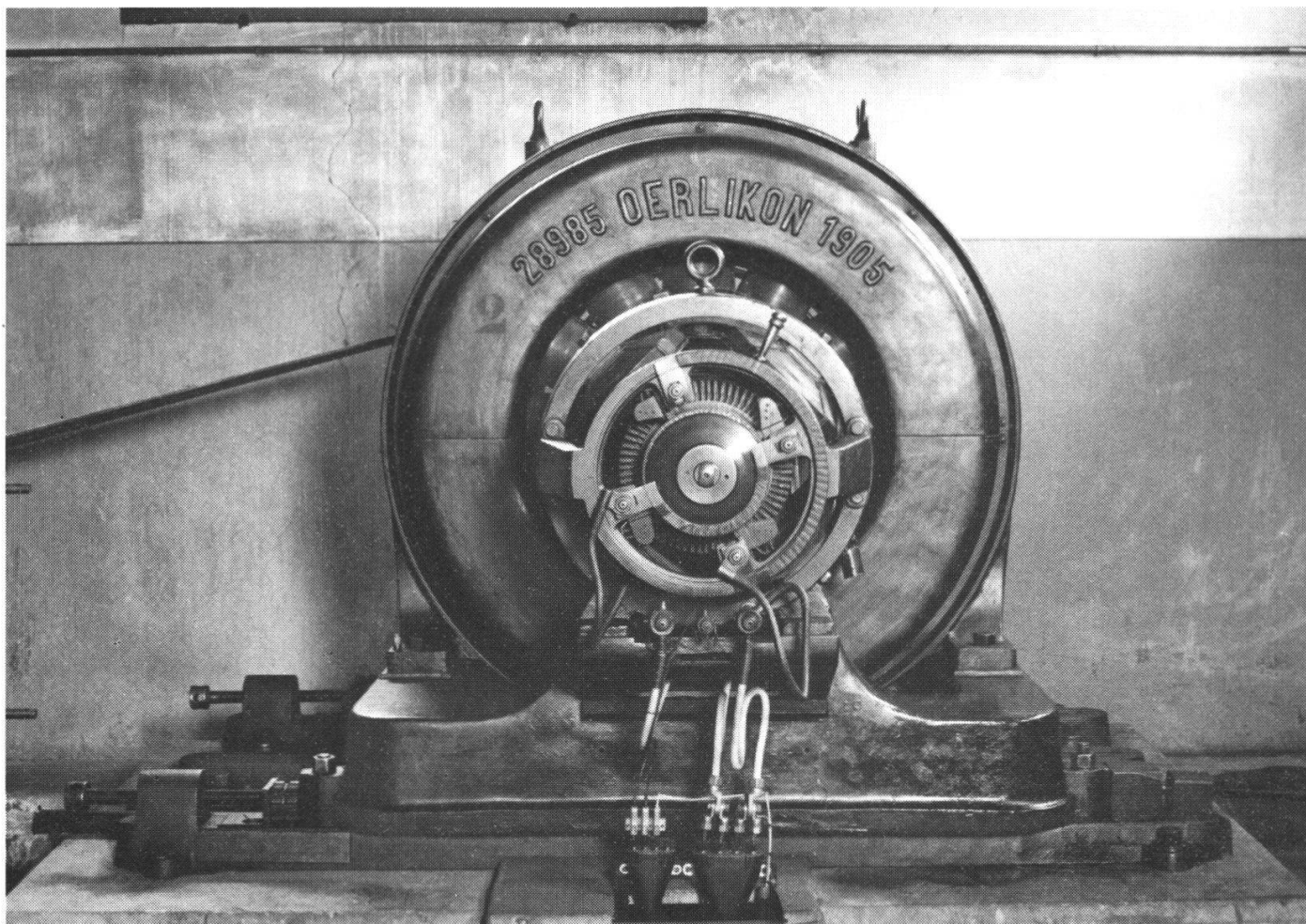


Abb. 3

rer Flexibilität als Kleinunternehmen und der spontanen Bereitschaft von Bund und Kanton, zusammen die Mehraufwendungen für die Rettung der Anlage zu übernehmen, ist es innert kurzer Zeit gelungen, ein neues Betriebskonzept zu entwickeln und die Finanzierung sicherzustellen.

Das neue Konzept ermöglichte die Verschiebung der neuen Anlage neben das Turbinenhaus von 1887/88, so dass die alte Turbine integral erhalten bleiben konnte. Der Anbau von 1905 musste abgebrochen werden. Die alten Anlagenteile wurden sorgfältig ausgebaut. Der Generator von 1905 und das Schalttableau sind in der neuen Halle wieder installiert worden, so dass die Anlage wieder betrieben werden kann.

Der Neubau ist als schlichter, moderner Zweckbau erstellt worden, um dem Nebeneinander von Alt und Neu auch einen architektonischen Ausdruck zu geben. Zwischen dem alten Turbinenhaus und der neuen Halle ist als Verbindungsstück eine verglaste Zone gebildet worden.

Dieses Nebeneinander stellt eine grosse Chance für den Besucher dar, kann er doch einen guten Vergleich der 100 Jahre auseinanderliegenden Turbinen anstellen. Trotz der immensen technischen Entwicklung während dieser Zeit ist die Grundidee der Stromerzeugung dieselbe geblieben.

Bauleitung: P. von Rotz, Heerbrugg; Architekt: P. Widmer, Solothurn; eidg. Experte: J. P. Aebi, Bern.

M. S.

Abb. 3: Alter Generator der Maschinenfabrik Oerlikon 1905.

Abb. 4: Schalttableau von 1925 in der neuen Maschinenhalle. Die alte Turbine ist weiterhin betriebsbereit und kann ans Netz angeschlossen werden.

Abb. 5: Neu und alt. Der neue Generator neben dem alten, die neue Maschinenhalle – durch ein Glasband abgetrennt – neben der alten.

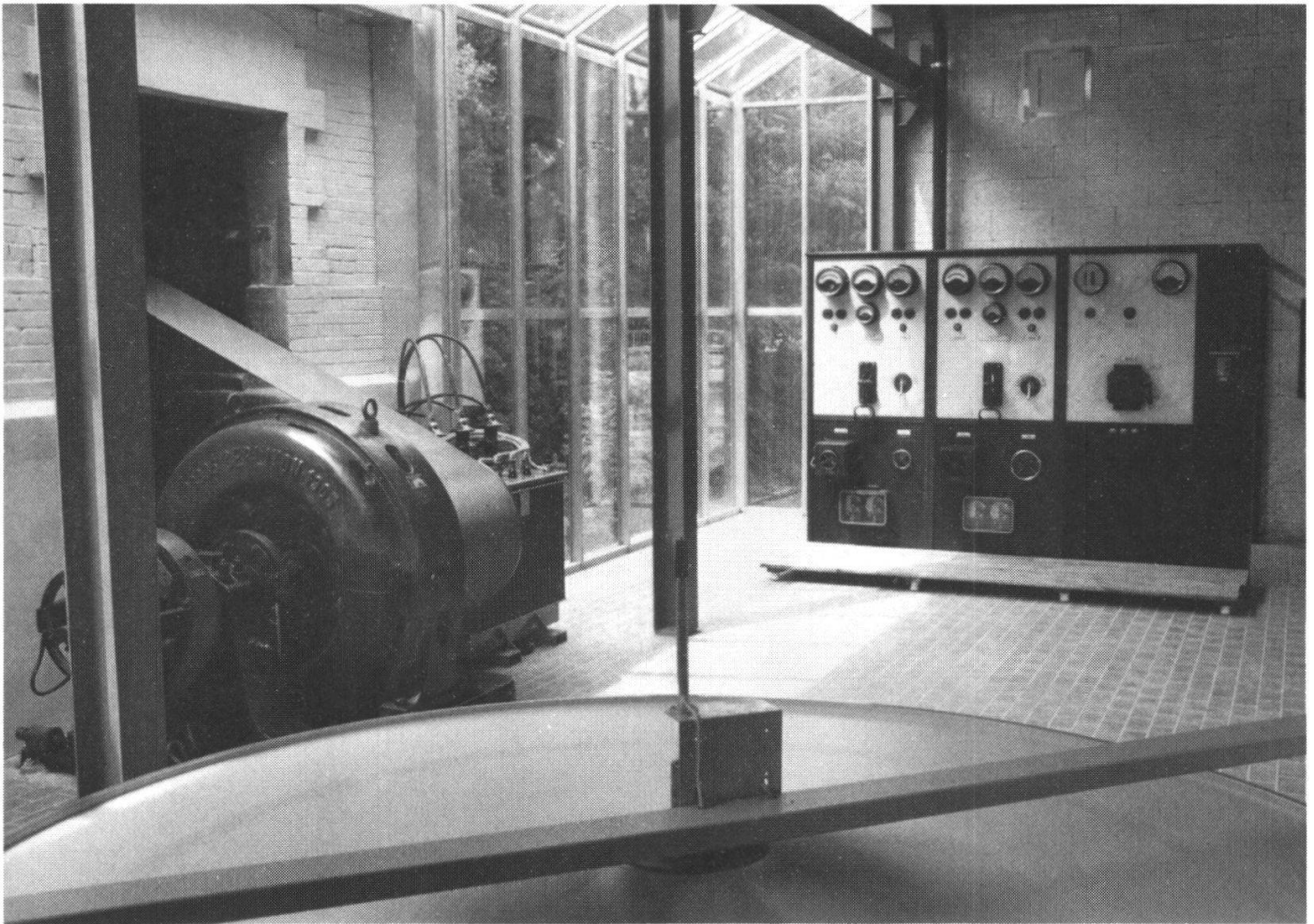


Abb.4



Abb.5



Lüsslingen, Altes Schulhaus

Nachdem vor kurzem bereits die zum Gebäude gehörende Scheune erneuert worden ist, konnte nun auch das seit einiger Zeit leerstehende alte Schulhaus selbst restauriert und als Wohnung für den Sigrist wieder einer Nutzung zugeführt werden. Das alte Schulhaus mit der dreiseitigen Laube und der Berner Ründe ist ein reizender ländlicher Bau und wichtiger Bestandteil der Baugruppe um die Kirche.

Der Riegbau wurde 1842 in biedermeierlichem Stil erbaut und diente bis 1910 als Schulhaus, daraufhin als Werkstatt und ab 1924 als Konsum. 1985 ist das Gebäude unter kantonalen Denkmalschutz gestellt worden.

Das äussere Erscheinungsbild mit dem grau gestrichenen Rieg wurde sorgfältig restauriert, so dass der durch das Schulhaus und die Scheune wesentlich mitgeprägte Platz vor der Kirche aufgewertet worden ist. Dazu trägt auch der kürzlich restaurierte Brunnen auf der anderen Strassenseite bei.

Architekt: O. Schneider, Lüsslingen

M. S.



Matzendorf, alte Mühle

In den letzten Jahren ist die alte Mühle in Matzendorf schrittweise und unter Berücksichtigung der alten Bausubstanz restauriert worden. Mit viel Eigenleistung wurden die einzelnen Räume im Wohnteil saniert und der ehemalige Mahlraum als Wohnzimmer umgenutzt.

Die Mühle mit ihrem Standort nahe der Dünnern wird bereits 1307 erstmals erwähnt und weist auf die Bedeutung des Flusses zum Antrieb gewerblicher Betriebe in der vorindustriellen Zeit hin. Die ältesten Bauteile des Hauses im Bereiche des ehemaligen Mühlerraumes mit dem halbrunden, gefassten Eingangsportale gehen vor die Erneuerung des Hauses im späten 17. Jahrhundert zurück. Das leider nur als Kopie erhaltene Steinrelief des alten Mahlstuhles ist 1666 datiert. Nach einem Brand 1744 wurden die Mühle und die danebenliegende Sägerei wieder instandgestellt. Vor etwa 100 Jahren ist die Mühle nochmals stark verändert worden und hat ihr heutiges Gesicht bekommen. Das frühere Walmdach auf der Nordseite ist durch einen hohen Giebel ersetzt, und die Fassaden sind mit neuen Fenstern gegliedert worden.

Bis 1912 liefen die Mühle und die Säge mit einem Wasserrad. Während der Mahlbetrieb damals aufgegeben wurde, ist die Säge mit einer Turbine ausgerüstet worden, die bis zur Dünnernkorrektur im Jahre 1940 funktionierte. Durch die Tieferlegung der Dünnern wurde das Wasser für den Antrieb der Säge ab-

geschnitten, so dass auf elektrische Energie umgestellt und der Kanal zugeschüttet werden musste.

Die Säge wird noch heute für Kundenarbeiten aus der näheren Umgebung betrieben. In den nächsten Jahren soll sie ebenfalls restauriert werden, damit ihre Funktionstüchtigkeit gewährleistet bleibt.

Bauleitung: R. Mettler und A. Mouttet, Matzendorf

M. S.

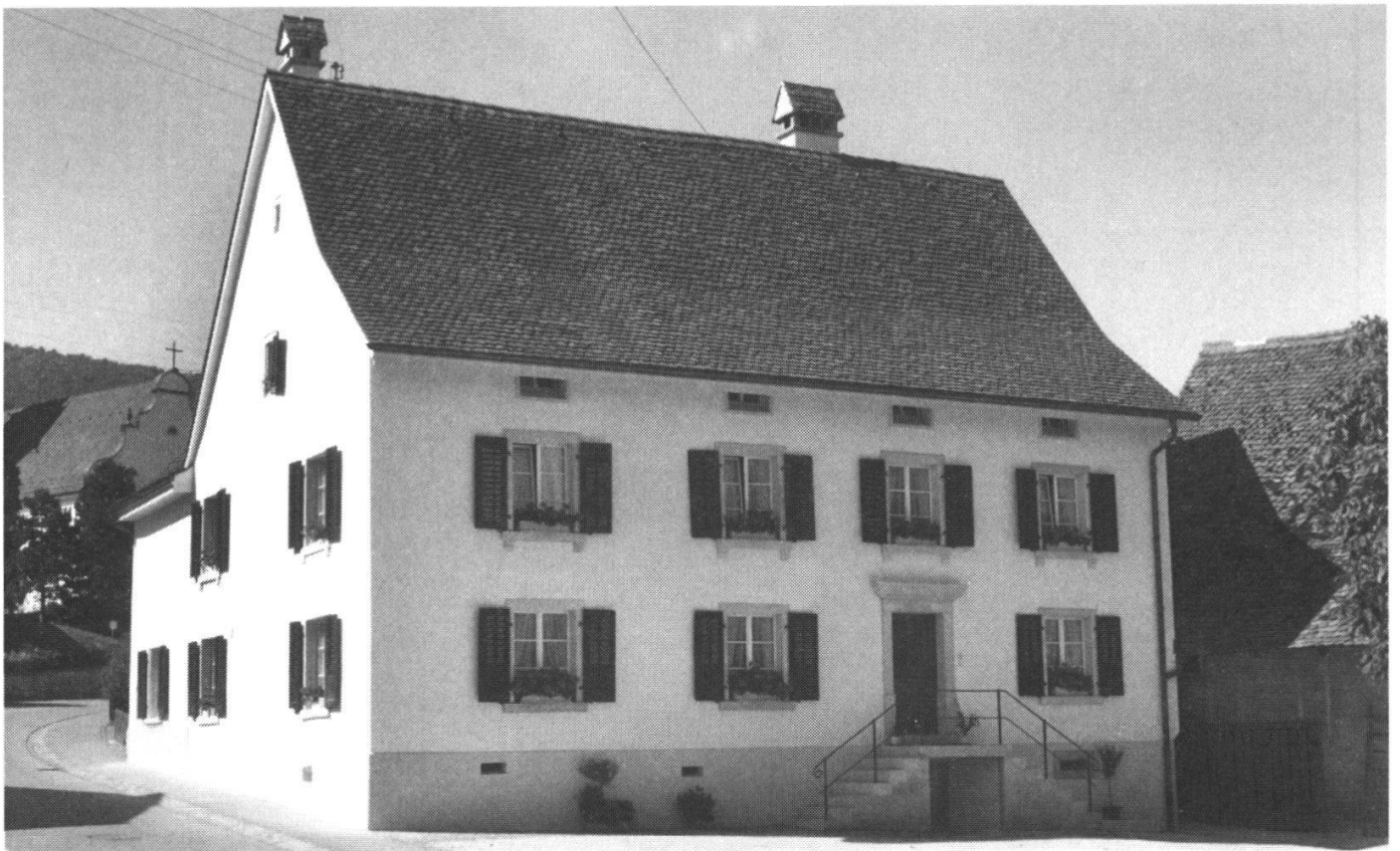


Abb. 1

Metzerlen, Pariserhof

Nach der Restaurierung kommt der für das Ortsbild von Metzerlen bedeutende Hof wieder voll zur Geltung. Die rechtwinklige Stellung des Wohnhauses zum separat stehenden Ökonomiebau erinnert an einen fränkischen Hof und ist wohl auf den sundgauischen Einfluss zurückzuführen. Der Kernbau im östlichen Teil des Hauptbaues geht ins frühe 17. Jahrhundert zurück und wies ursprünglich einen etwa quadratischen Grundriss und eine spätgotische Fassade auf. Darauf weisen während den Verputzarbeiten im Mauerwerk festgestellte Stücke alter Kreuzstöcke hin (Abb. 2). Der südseitige Quergiebel ist später angefügt worden. Beim 1712 datierten Fensterchen im Giebelfeld handelt es sich um wiederverwendete Werkstücke, so dass über das Alter des Anbaues nichts ausgesagt ist. Im westlichen Teil des heutigen

Gebäudes war eine Werkstatt eingerichtet, die 1874 im Zuge einer tiefgreifenden Erneuerung zugunsten von mehr Wohnraum aufgegeben worden ist. Mit diesem Umbau ist das Haus komplett neu und regelmässig befenstert worden. Dadurch und mit der zweiläufigen Treppe und den Öffnungen im angehobenen Kniestockbereich hatte es einen klassizistischen Charakter erhalten.

1942 erfuhr das Gebäude einen weiteren Umbau, bei dem der holzverschaltete Schopf am südseitigen Querbau vergrößert und in Mauerwerk neu erstellt worden ist. Die im Strassenraum sehr gut einsehbare Giebelfassade dieses Querbaues hat dadurch ihre Proportionen verloren. Bei der jetzt erfolgten Restaurierung konnte dieses Gleichgewicht wiederhergestellt werden (Abb. 3–5).

Architekt: P. Lombriser, Büsserach

M. S.

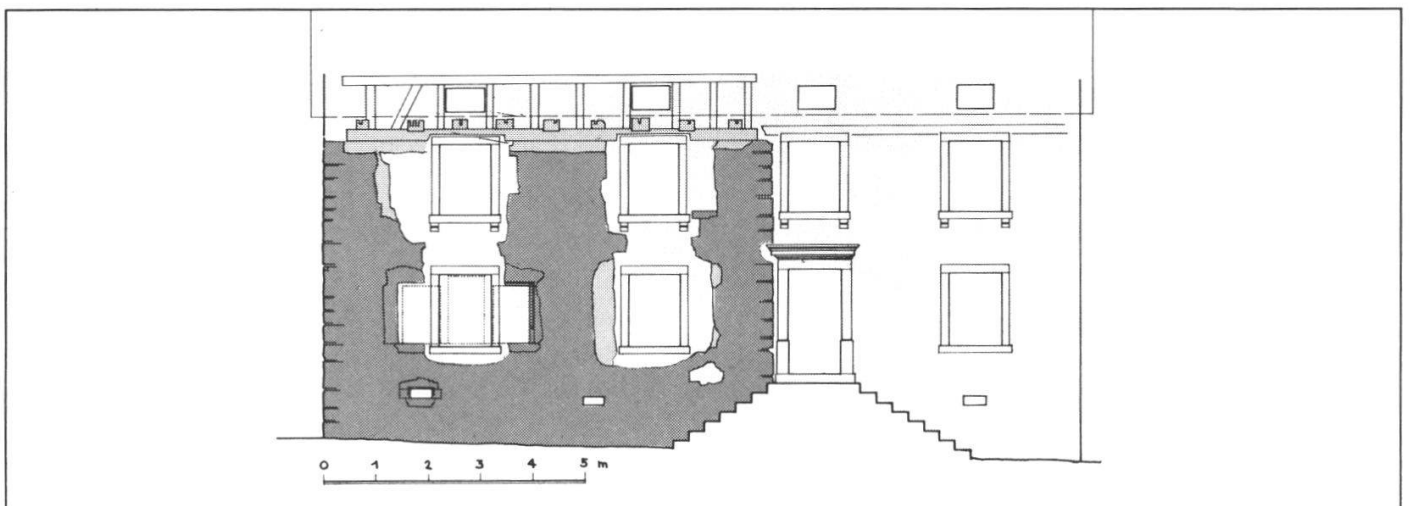


Abb. 2

Abb. 1: Ansicht der restaurierten Hauptfassade.

Abb. 2: Nordfassade mit den verschiedenen Bauphasen, die sich im rohen Mauerwerk ablesen liessen.

■ älteste Teile des heutigen Hauses (frühes 17. Jahrhundert).

..... Rekonstruktionsversuch ehemaliges Staffelfenster der Stube im EG.

■ Mauerwerk einer Umbauphase, in der die Befensterung des Hauses verändert wurde.

□ Mauerwerk zur Umbau- und Erweiterungsphase von 1874 (Jahrzahl mit Initialen am Türsturz).

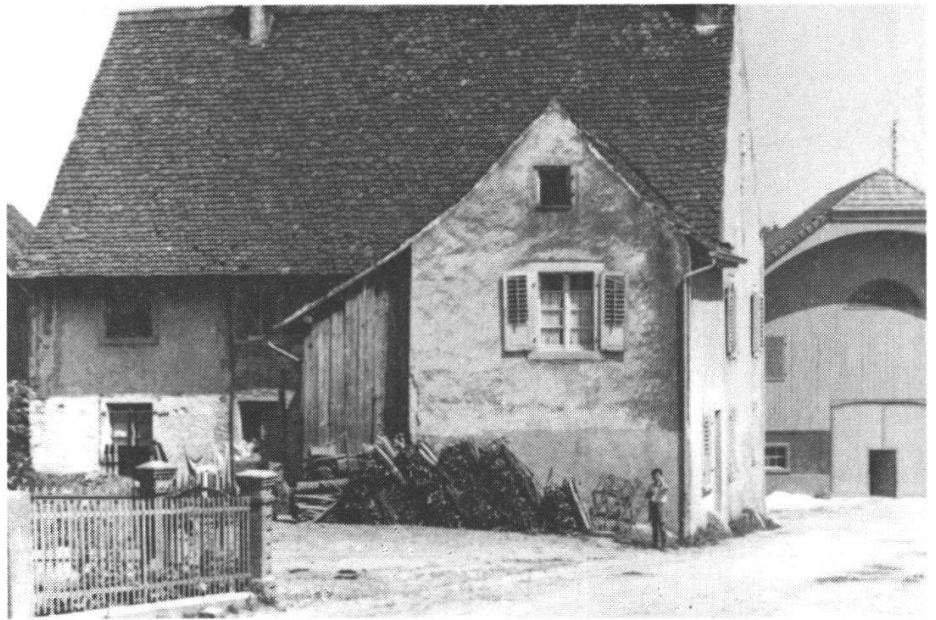


Abb. 3

Abb. 3: Zustand bis 1942.

Abb. 4: Zustand 1942–1987.

Abb. 5: Zustand nach der Restaurierung 1987/88.



Abb. 4

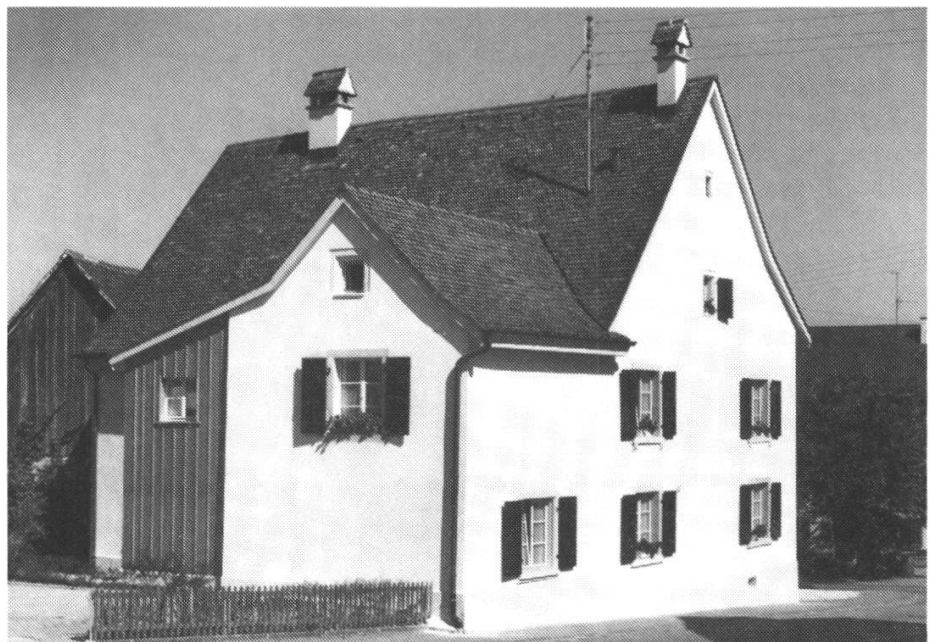


Abb. 5



Abb. 1

Nennigkofen, Bürgerhaus

Die Sanierung und Umnutzung des Bürgerhauses darf als beispielhafte Restaurierung eines Hochstudhauses bezeichnet werden. Durch eine subtile Berücksichtigung der alten Bausubstanz und der Struktur des ehemaligen Bauernhauses ist es gelungen, die neuen Nutzungen so ins Gebäude zu integrieren, dass sein Charakter erhalten bleiben konnte.

Beschreibung

Das Hochstudhaus, auch Alemannenhaus genannt, ist im nordwestlichen Mittelland und bis hinein in den Schwarzwald verbreitet und stellt den ältesten Bautypus von Bauernhäusern in unserer Region dar. Er zeichnet sich durch durchlaufende Firstständer, sogenannte Hochstüde, aus, die den First tragen, auf dem das zeltartig darübergerlegte Rafendach aufliegt. Das Dach wurde ursprünglich mit Stroh, später auch mit Holzschindeln gedeckt und hatte keinen Kamin. Der Rauch stieg von der Feuerstelle in das relativ niedrige Obergeschoss und den Dachraum auf und konservierte so nebst dem zum Räuchern aufgehängten Fleisch natürlich auch die Dachkonstruktion vorzüglich. Noch bis in unsere Zeit hinein ist im Bürgerhaus geräuchert worden.

Baugeschichte

Das Bürgerhaus geht in seinen Ursprüngen aufgrund von Vergleichsbeispielen wohl auf die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück. Davon zeugen die beiden mächtigen Hochstüde mit den geschweiften Streben und die Balkenlage über dem Obergeschoss. In der

2. Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der ursprünglich kleinere Holzbau mit noch steilerem Walmdach stark verändert und erhielt so weitgehend sein heutiges Erscheinungsbild. Südseitig wurden im Ökonomieteil 1758, im Wohnteil 1773 je ein gewölbter Keller errichtet. Dies deutet darauf hin, dass bereits damals mindestens zwei Parteien im Haus wohnten. Das über dem Keller im Wohnteil liegende sogenannte Barockzimmer ist 1796 in einer einfachen Art ausgemalt worden. 1899 endlich wurde der Stallteil den damaligen Anforderungen entsprechend in Sichtmauerwerk erneuert.

Restaurierung

Die jetzt abgeschlossene Restaurierung gliedert sich in diese Abfolge von Veränderungen am Bau ein. Die notwendigen Eingriffe sind so ausgeführt worden, dass sie als ein weiterer Schritt in der Geschichte dieses Hauses verstanden werden können. Durch die Einrichtung einer Arztpraxis im ehemaligen Wohnteil und eines Gemeindefaales mit grosszügigem Foyer im Bereich des ursprünglichen Ökonomieteiles konnte eine geeignete Nutzung gefunden werden, die es ermöglichte, den Charakter des Hauses weitgehend zu erhalten.

Die steilen Walmdächer des Hochstudhauses sind traditionell ohne Dachaufbauten ausgebildet. Mit der Anordnung eines Glasziegelbandes knapp unterhalb des Firsts konnte eine Lösung für die Belichtung des Dachraumes gefunden werden, die sowohl von der Lichtausbeute als auch vom äusseren Erscheinungsbild her sehr überzeugend ist. Das Band tritt wegen



Abb.2

seiner Ziegelstruktur und seines ruhigen Bildes praktisch nicht in Erscheinung.

Dank der Verglasung der Trennwand im Dachgeschoss zwischen dem Saal und dem übrigen Bereich konnte der mächtige Dachraum mit seiner Konstruktion als Ganzes sichtbar und erlebbar belassen werden.

Die Fassadengestaltung ist im Wohnteil traditionell, im ehemaligen Ökonomieteil mit feinen Stahlkonstruktionen bewusst in einem schlichten modernen Stil gehalten worden, um die alte Gebäudestruktur ablesbar zu belassen und die heutigen Veränderungen als solche zu zeigen.

Auf der Freifläche vor der Arztpraxis wird wieder ein Bauerngarten nach traditionellem Muster mit Buchseinfassungen angelegt, der das äussere Erscheinungsbild zusammen mit dem alten Speicher, der ebenfalls noch restauriert wird, abrunden wird.

Zimmermann: H. Affolter, Nennigkofen; Architekt: P. Widmer, Solothurn; eidg. Experte: J. P. Aebi, Bern.

M. S.

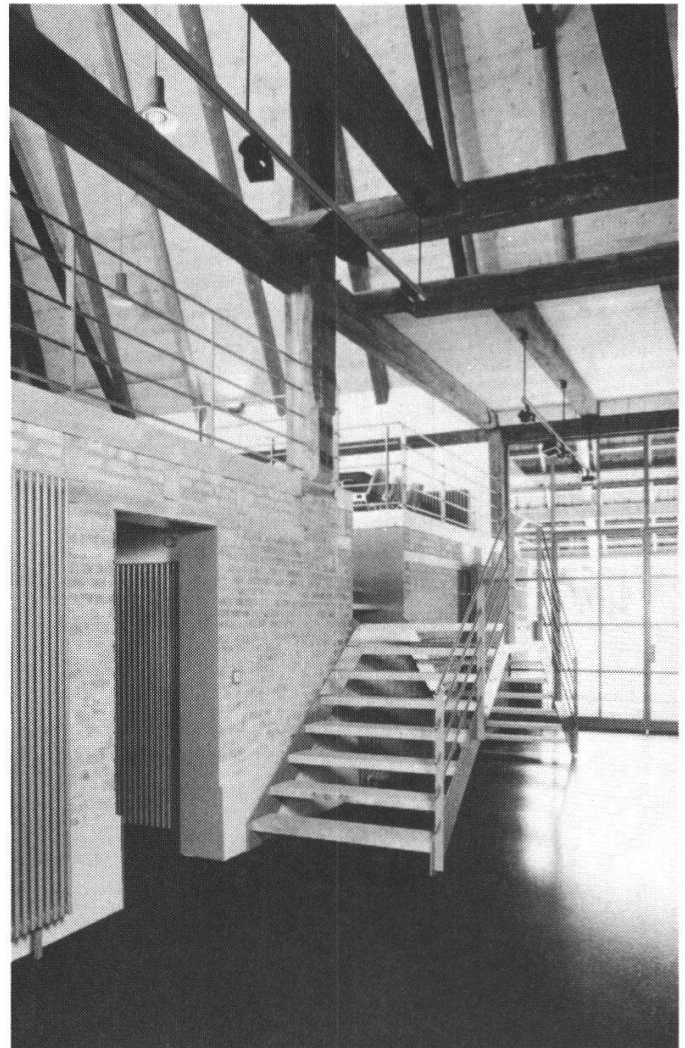


Abb.3

Abb. 1: Nordfassade des Hochstudhauses mit dem steilen und allseits weit herunterlaufenden Dach.

Abb. 2: Südwestecke mit dem gemauerten Keller und Barockzimmer.

Abb. 3: Ehemaliges Tenn mit Aufgang zum Saal.



Abb. 4

Abb. 4: Detailansicht der Nordfassade: Der ursprüngliche Wohnteil mit der traditionellen und der ehemalige Ökonomieteil mit der modernen Fassadengestaltung sind deutlich ablesbar.

Abb. 5: Dachraum mit der Belichtung von oben durch eine Reihe Glasziegel.



Abb. 5



Abb. 6: Geschweifte Streben der Hochstudkonstruktion, die stilistisch in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zu datieren ist.

Abb. 7: Barockzimmer mit Kachelofen.

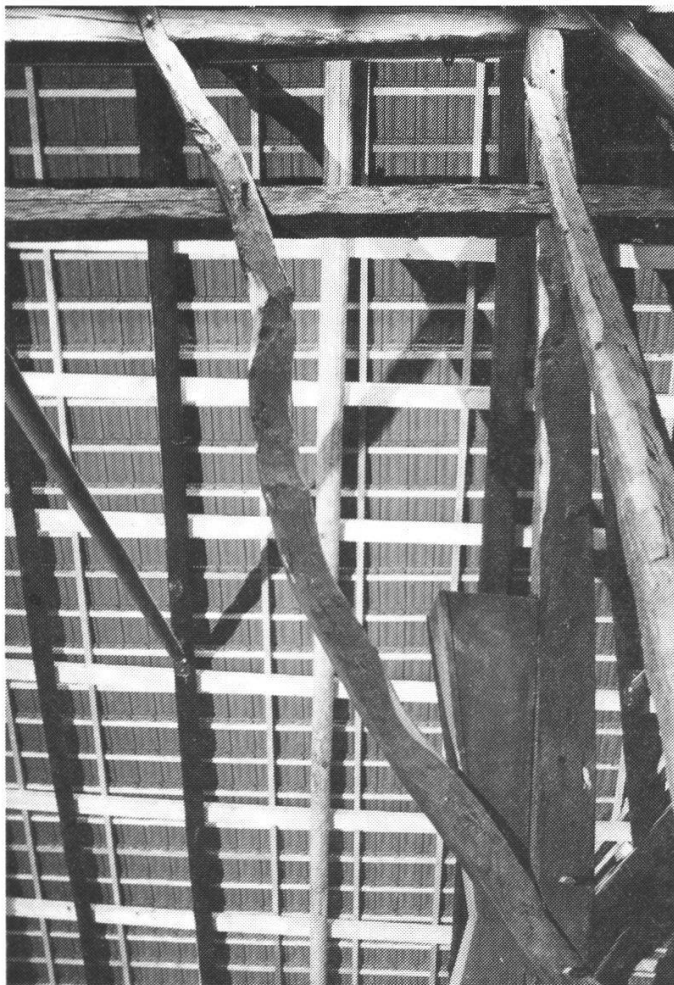


Abb. 6

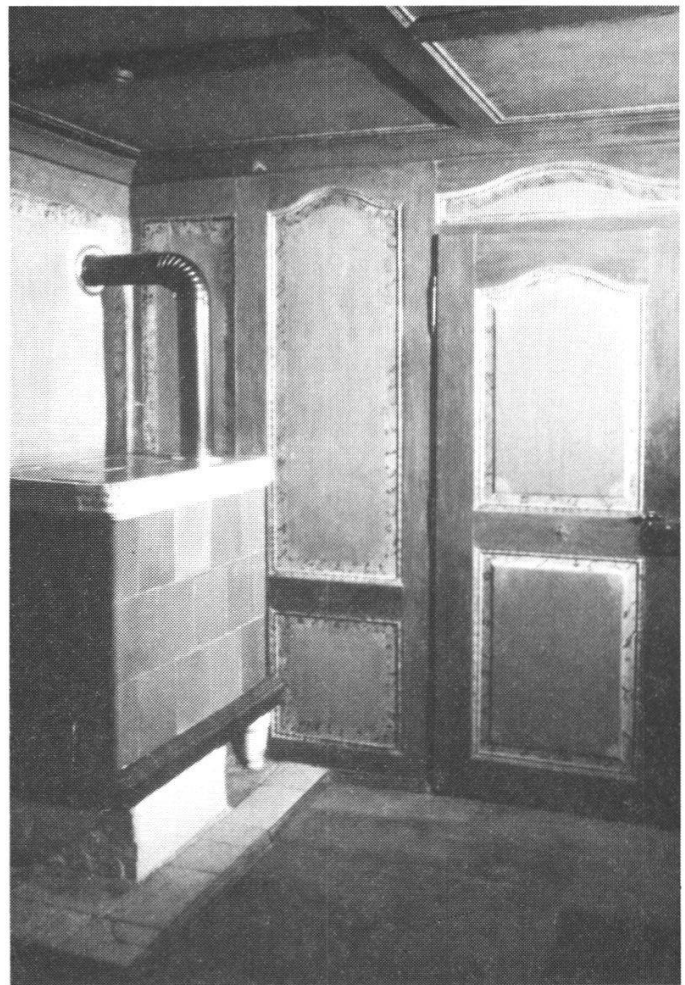


Abb. 7



Nennigkofen, Schulhaus

Das 1841 im klassizistischen Stil erbaute Schulhaus, dem in der Mitte des Dorfes zusammen mit der Käseerei eine zentrale Bedeutung für das Ortsbild zukommt, ist restauriert und nordseitig durch einen Anbau für Garderobe und WC-Anlagen ergänzt worden. Dieser Anbau ist in einer heutigen Architektursprache ausgeführt und sorgfältig gestaltet worden, indem er klassizistische Gestaltungselemente (Symmetrie, Dreieckgiebel, profiliertes Dachrand) übernimmt, ohne sich an das Bestehende anzubiedern.

Architekt: P. Widmer, Solothurn; eidg. Experte: J. P. Aebi, Bern. M. S.



Niedererlinsbach, Gemeindehaus

Das Gemeindehaus ist das ehemalige Schulhaus. Es stammt von 1897 und wurde um 1930 mit einem mächtigen Heimatstil-Mansardendach versehen, in welchem ein zweites Obergeschoss Platz fand. Es hat einen bedeutenden Stellenwert am Dorfplatz von Niedererlinsbach. Das Umbauprojekt mit Räumen für die Verwaltung, den Gemeinderat und einem Saal für die Gemeindeversammlung war aus einem Wettbewerb hervorgegangen. Der Wettbewerb klärte die Frage «Altbau oder Neubau?» zugunsten des ersten. An der Fassade wurde der bestehende Verputz gereinigt, geflickt und mit einem neuen, mineralischen Deckputz überzogen. Sandsteinrestaurierung soweit als möglich durch Festigen, Flickern, Aufmodellieren und Streichen der Originalsubstanz.

Leitung: Architekt K. Schmutziger, Olten. G. C.



Abb. 1

Oberbuchsiten, Pfarrkirche Sta. Maria

Die Kirche ist 1937/38 vom Architektenkollegium A. Gerster, Laufen, W. Meier, Basel, und O. Sperisen, Solothurn, an der Stelle ihrer Vorgängerin erbaut worden. Der Käsbissenturm von 1578 blieb erhalten, und die drei klassizistischen Altäre von 1826/27 wurden in den neuen Raum übernommen. 1986/87 wurde das Innere überholt: Bodenheizung, neuer Boden aus Kalkstein, unter den alten Bänken wie bisher Holz, Vorziehen des Altarbereichs in den vordersten Teil des Schiffs, neuer Zelebrationsaltar und Ambo von Hansruedi Stritt unter Verwendung der Eisentürchen des ehemaligen Kommunionbankes, Entfernen der Kanzel, Konservierungsarbeiten an den Wänden und an der gewölbten Holzdecke, Beibehaltung der originalen Farbigkeit in Gelb-, Grün- und Beigetönen. Altäre: Entfernen der eigentlich zum Raum passenden, aber groben roten Marmorierung von 1937/38, Freilegen der qualitätvollen originalen Farbigkeit Schwarz/Grün/Gold von 1826/27, Rekonstruktion des Hochaltartabernakels nach Vergleichsbeispielen und einer Entwurfszeichnung von 1820 für die Kirche von Grenchen. Freilegung und Ergänzung der Rokokofassung am Wendelinsaltar. Übernahme diverser Kunstwerke aus der alten Kirche in den restaurierten Raum.

(Vgl. Festschrift zur Einweihung der Marienkirche von Oberbuchsiten, Olten 1938. – Baubotschaft Kirchenrenovation Oberbuchsiten, Oberbuchsiten 1985.

– Baubericht im Oltner Tagblatt vom 25. September 1987, Nr. 222.)

Leitung: Architekt U. Schibler, Obergösgen. Restaurator: P. Jordi, Bern. G. C.

Abb. 1: Die Kirche vor ...

Abb. 2: ... und nach der Innenrestaurierung.

Abb. 3: Entwurfszeichnung von P. Felber aus dem Jahre 1820 für den Hochaltar der Kirche Grenchen.

Abb. 4: Der Hochaltar von Oberbuchsiten mit dem rekonstruierten Tabernakel.



Abb.2

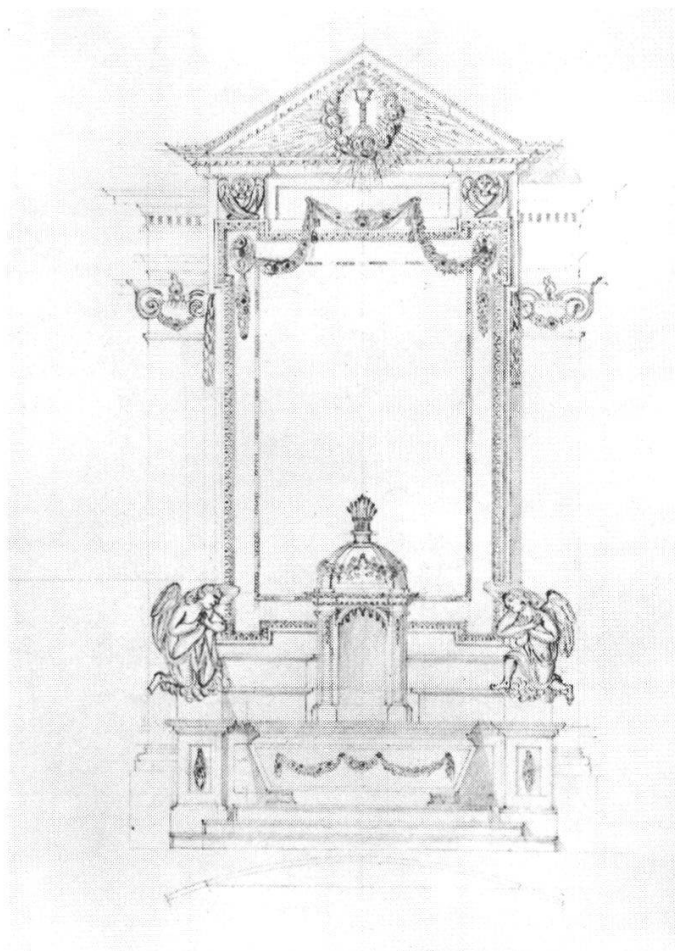


Abb.3



Abb.4

Abgebrochen: Oensingen, «Säumerhaus» an der Oltnerstrasse

Im Oensinger Unterdorf hatte das «Säumerhaus» seit einigen Jahren leer gestanden. Es war bei der kürzlich abgeschlossenen Ortsplanung der «Kernzone Erhaltung» zugewiesen worden. Im Frühjahr 1986 hatte die Denkmalpflege eine Baudokumentation erstellt und auf die Bedeutung des stattlichen Hauses aufmerksam gemacht. Trotzdem liess der Eigentümer Haus und Speicher an der Fasnacht 1988 ohne Bewilligung abbrechen. Als die örtliche Baukommission die Arbeiten einstellen liess, war es bereits zu spät. Die Häuser waren nach vorgängigen Zerstörungsarbeiten im Innern bereits vom Bagger zu Schutthaufen zusammengefahren (Vgl. Solothurner Zeitung Nr. 56 vom 8. März 1988, Seite 19).

Wir können «pro Memoria» nur einige Abschiedszeilen schreiben, verkraften lässt sich der Verlust aus denkmalpflegerischer Sicht nicht. Im Ortsbild des Oensinger Unterdorfs ist eine Lücke entstanden, die sich kaum angemessen schliessen lässt. Ein Stück lebendiger Dorfgeschichte ist eliminiert worden und für immer verlorengegangen.

Zum Säumerhaus:

Das stattliche Bauernhaus gehörte einst der reichen und angesehenen Säumerfamilie Baumgartner, die mit Saumzügen (Pferdegespannen) weit vor der Zeit von Eisenbahnen und Autos ihre Transportdienste anbot. Es wundert deshalb nicht, dass ihr Haus direkt an der Verkehrsstrasse lag, die dem Jurasüdfuss entlang von alters her eine Hauptader von Westen nach Osten und umgekehrt darstellt. Die vornehme Fassade des Wohnteils, mit den fein gegliederten Fenster- und Türgewänden, stellte nach Aussen die Bedeutung der Hausbewohner dar (Abb. 1).

Beim ersten Blick hätte man die Fassade leicht für ein Werk aus der Zeit um 1700 halten können, erst bei näherer Betrachtung stellte sie sich als jünger heraus. Aussagekräftig für die stilistische Einordnung waren vor allem die Zierelemente in der Fassadenachse; die Haustür (Abb. 2) und das darüberliegende Fenster im 1. Stock. Vergleichsbeispiele finden wir an der Haustür der alten «Krone» in Oensingen oder am Haus Nr. 69 in Wangen a. d. Aare, das 1818 datiert ist. So lässt sich die Fassade des Säumerhauses in die Zeit um 1810/20 datieren.

Auch im Innern konnten vereinzelt Zierelemente aus dem früheren 19. Jahrhundert beobachtet werden. Zu ihnen gehörten die Gipsdecken in den beiden strassenseitigen Zimmern im Erdgeschoss mit ihren feinen Profilrahmen (Abb. 11), weiter der ältere Teil des Kachelofens im westlichen dieser Zimmer (Abb. 3) und die Treppenanlage aus Eichenholz mit dem ursprünglich einfachen Staketengeländer.

Im späteren 19. Jahrhundert war das Haus mit einer neuen Dachkonstruktion versehen worden (Abb. 4). In diesem Zusammenhang wurde das Mittelzimmer im 1. Stock neu ausgestattet, damals erhielt es die Decke mit den üppigen, neubarocken Zierelementen



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb.4



Abb.7

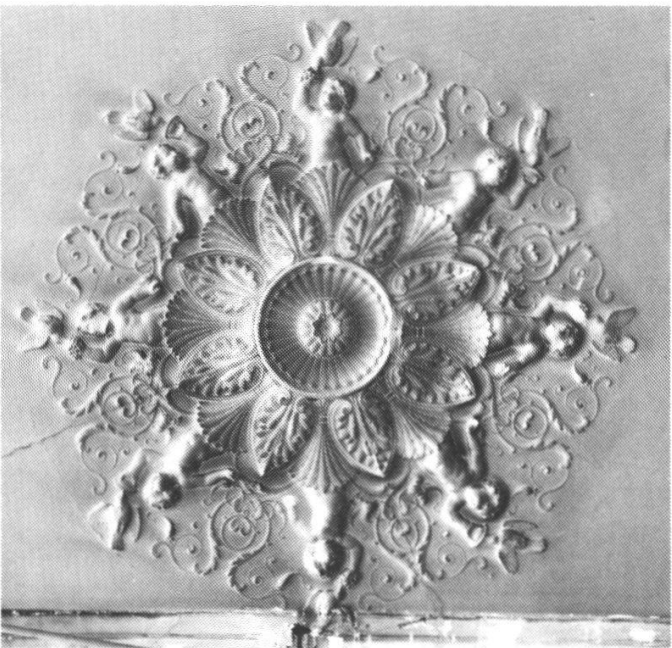


Abb.5



Abb.8



Abb.6



Abb.9

(Abb. 5) und eine bunte Blumentapete (Abb. 6). Es gab deutliche Hinweise, dass das Haus im Kern vor das 19. Jahrhundert zurückging. So konnte man an der westlichen Flügelmauer, die als Wetterschutz der Südfassade diente, einen älteren Geschossabsatz beobachten, der deutlich tiefer lag als die aktuelle Dekke über dem Erdgeschoss. An der Rückfassade waren die Fenster- und Türgewände des früheren 19. Jahrhunderts sekundär ins Mauerwerk eingesetzt.

Zum Kornspeicher

Wie das Haus, so war auch der dahinter stehende Kornspeicher baulich relativ gut erhalten. Er lag nördlich des Stallteils etwas versteckt.

Durch zwei Jahreszahlen war der Bau datiert. 1634 war auf dem Sturz des steinernen Türgewändes zu lesen, durch das man das Hochparterre von Süden her erreichte (Abb. 7), und 1635 stand mit Röteln auf dem hölzernen Türsturz über dem Zugang zum Raum gleich rechts beim Eintritt geschrieben. Sicher gehörten die gekehlten, hochrechteckigen Fenster in der Nord- und Ostfassade von Hochparterre und 1. Stock ebenfalls in die Zeit von 1634/35 (Abb. 8/9). Im Kern war der Speicher noch älter. Dies liess sich sehr deutlich an der Ostwand im 1. Stock ablesen, wo die Schrägen eines älteren Satteldaches beobachtet werden konnten (Abb. 10). In seiner ursprünglichen Erscheinungsform (des mittleren 16. Jahrhunderts?) wies der Speicher nur schmale Fensterschlitze ohne Gewände auf, und seine Südseite war streng symmetrisch gegliedert (Abb. 12). (Vgl. Bobst, Paul. Doch noch einige Überlegungen zum «Säumerhaus». In: Dr. Oenziger Nr. 19, Mai 1988, S. 33.) M. H.

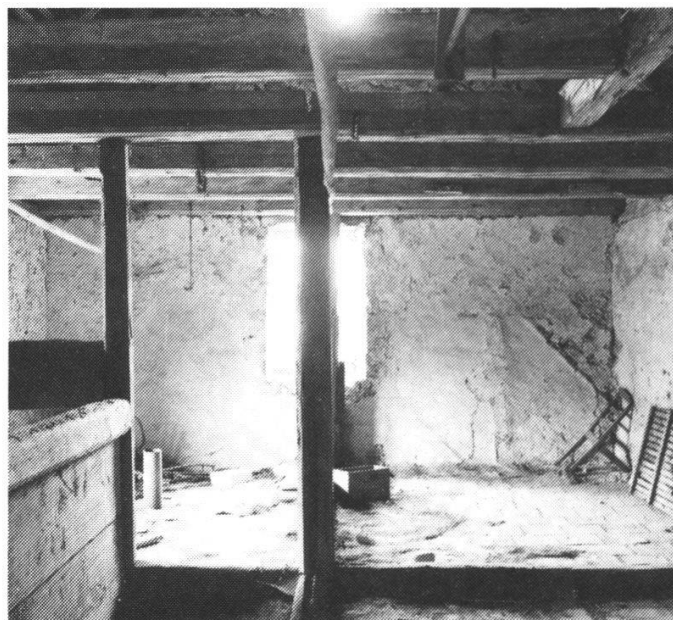


Abb. 10

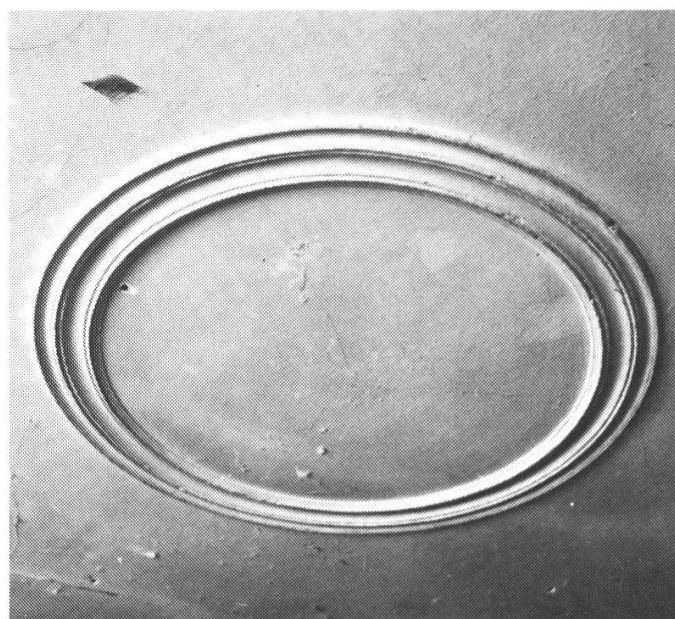


Abb. 11

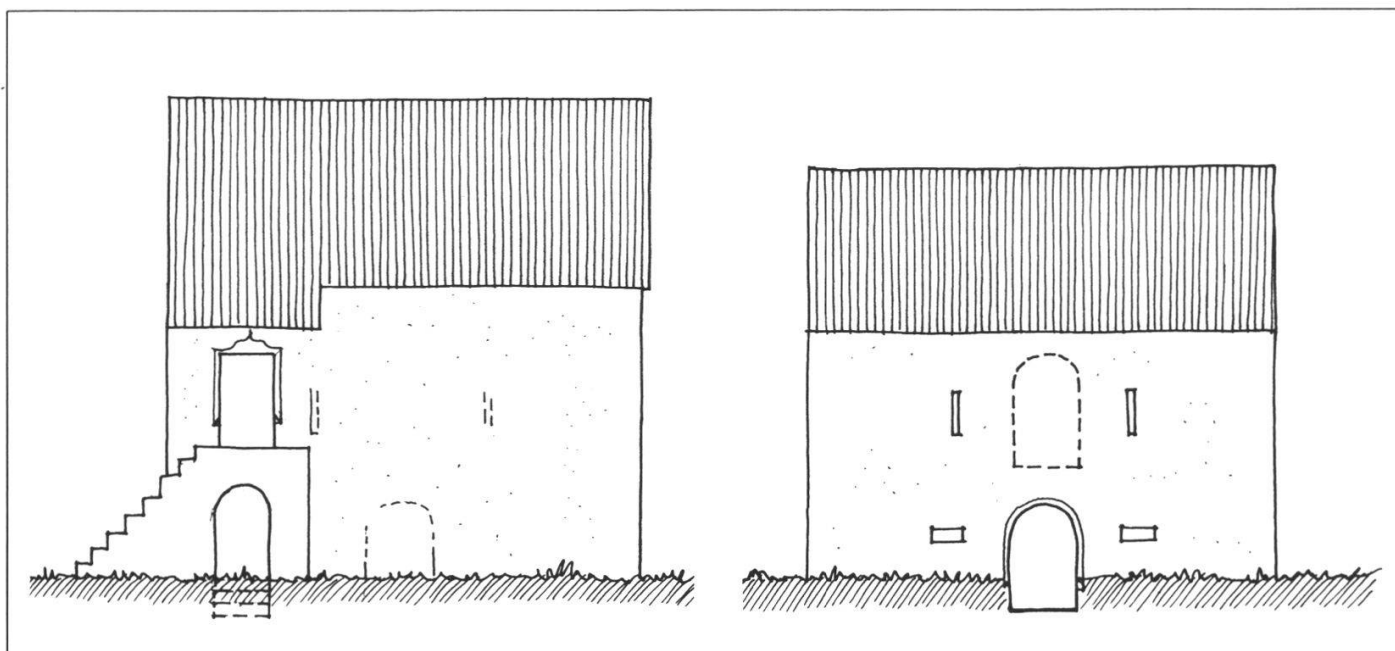


Abb. 12



Olten, Alte Aarebrücke

Die heutige Holzbrücke ist 1803 von Zimmermeister Blasius Baltenschwiller errichtet worden. An ihrem Ostende sind zwei *steinerne Joche* angefügt. Diese sind von 1982 bis 1987 in drei Etappen restauriert worden. 1982 wurden die Werkleitungen ausgewechselt, die Fahrbahn gegen eindringendes Oberflächenwasser abgedichtet und neu gepflästert. 1986 wurde das Joch über dem Uferweg, 1987 jenes über dem Wasser konserviert. Der Kalkstein ist vom Typus des «Kornberger», wie er heute noch im Fricktal gebrochen wird. Früher wurde solcher Stein in der Umgebung von Olten gebrochen. Seine Farben sind Gelb und Blaugrau in dichtem Wechsel. Reinigungsversuche mit Bürste und mit Hochdruck verliefen erfolglos. Daher wendete man die Wässerungsmethode an, welche einen guten Teilerfolg brachte. Die restlichen Dreckkrusten entfernte man mit dem Mikrosandstrahlgerät. Bei einem Drittel der Steine kam die ursprüngliche Bearbeitung zum Vorschein: Gespitzt mit ca. 18 mm Randschlag (nur im Gewölbe sichtbar, an den Stirnen abgewittert). Für die zurückhaltende Aufmodellierung von Fehlstellen und für das Schliessen der Fugen verwendete man folgenden Mörtel:

- 4 Raumteile Quarzsand 0,3–0,75 mm
- 5 Raumteile gelber Kalksand 0–1 mm

- 1 Raumteil Puzzolan
- 2,5 Raumteile Aalborg-Weisszement
- 2 Raumteile Sumpfkalk
(auf 1 kg Mischung 250 g Sumpfkalk).

Es mussten praktisch keine neuen Steine eingesetzt werden.

Leitung: Baudirektion Olten, Herr W. Baumann; Architekten H. Zaugg und P. Schibli; Ingenieur E. Pfister. Steinrestaurierung: K. Walther, Solothurn, H. Lehmann, Leuzigen. G. C.

Abb.: Die Steinjoche nach den Konservierungsarbeiten.



Abb. 1



Abb. 2

Nunningen, Kapelle St. Anna in Roderis

Die Farbfassung der holzgeschnitzten Barockstatue St. Anna selbdritt (Anna, die junge Maria und das Jesuskind) war teilweise bis aufs Holz abgeblättert. Die Untersuchung ergab, dass die Originalfassung zweimal übermalt worden war. Die Übermalungen wurden ausser in den Haarpartien, beim Mantelfutter und einem Teil der Goldsäume entfernt. Die Fehlstellen an den Gewändern und Haaren wurden gekittet, grundiert und retuschiert. Die Inkarnate wurden aufgrund geringer originaler Spuren neu gefasst. Die Versilberung des Kopftuchs musste aufgrund des schlechten Zustands neu erstellt werden. Die Lüster (farbige Lasuren auf Gold oder Silber) wurden anhand originaler Fragmente rekonstruiert.

Restauratorin: R. Manger, Ziefen.

G. C.

Abb. 1: Die Statue St. Anna selbdritt vor...

Abb. 2: ...und nach der Restaurierung.



Recherswil, Speicher Jäggi

Zusammen mit der speziellen Speyherkommission der Gemeinde konnte der Speicher Jäggi über dem Bach an der Käsestrasse restauriert werden. Der Holzbau ist in Blockbauweise mit halbierten Rundbäumen, sogenannten Hälblingen erstellt und stammt wohl aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Der charakteristische Standort über dem Bach ist (oder war) auch bei andern Speichern im Wasseramt vorhanden und ist wohl mit der kühlenden Wirkung des Wassers zu erklären.

Das Holzwerk war durch Wurmbefall und Fäulnis von unten teilweise stark geschädigt, so dass der Speicher auf ein neues Fundament gestellt und einige Hälblinge und Vorstösse ersetzt werden mussten. Das neue Holz wurde natur belassen und nicht künstlich dem alten angepasst. Auf diese Weise wird es sich in kurzer Zeit natürlich dem alten angleichen.

Architekt: X. Wigger, Zuchwil; Zimmermann: Jäggi AG, Obergerlafingen; eidg. Experte: J. P. Aebi, Bern.

M. S.

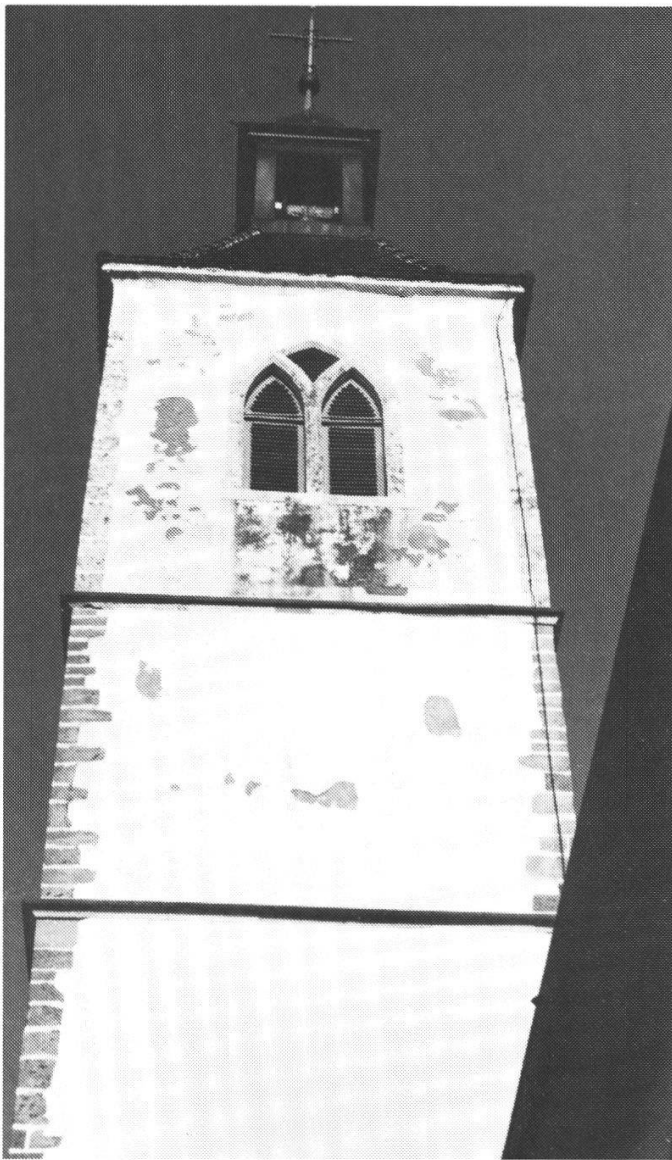


Abb. 1

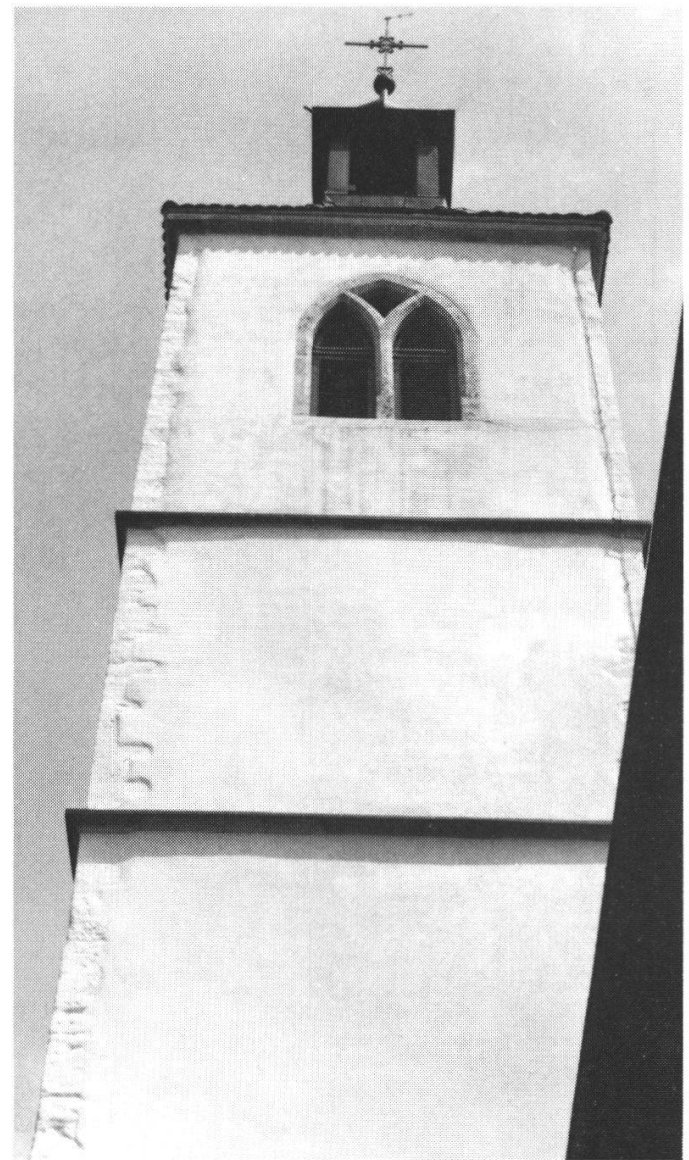


Abb. 2

**Rodersdorf, Pfarrkirche St. Laurentius:
Massnahmen gegen die Feuchtigkeit im Sockel-
bereich, Verputz- und Steinsanierung am Turm**

In der Sockelzone zeigten sich am Äussern Schäden durch die kapillar aufsteigende Feuchtigkeit mit Salzausblühungen. Bereits 1971 waren durch eine Sickerleitung Massnahmen gegen die Schadenursache getroffen worden. Die Denkmalpflege drängte jetzt auf eine einfache, kostengünstige Behebung der Schäden.

Die Voraussetzungen für die Verhinderung künftiger Schäden wurden etwas verbessert. Allerdings muss bei jeder alten Kirche aus Bruchsteinmauerwerk mit periodischen Unterhaltsarbeiten im Sockelbereich gerechnet werden. Am Turm hatten sich schon kurz nach den Verputzarbeiten vor ca. 20 Jahren Schäden am neuen Verputz gezeigt, die zwar damals behoben wurden, aber im Verlaufe der Jahre wegen der extremen Bewitterungssituation auf der Westseite wieder zum Vorschein kamen. Jetzt musste der Verputz auf der Westseite teilweise abgeschlagen und neu aufgebaut werden. Die Ecksteine, grösstenteils aus Sandstein, zeigten ebenfalls grosse Schäden, so dass beschlossen wurde, sie an der ganzen Kirche zu überschlämmen.

Leitung: Architekt P.Meyer, Basel. Eidg. Experte: F.Lauber, Basel. Beratung: A.Arnold, ETH-Institut für Denkmalpflege, Zürich, und Professor P.Szabo, Ebikon. G. C.

Abb. 1: Die Westseite des Kirchturms 1986.

Abb. 2: Die Westseite des Kirchturms nach den Sanierungsarbeiten mit den geschlämmten Ecksteinen.



Rodersdorf, Hof Schaad

Der Bauernhof Schaad ist eine malerische Baugruppe im Kern von Rodersdorf. Das Dach der Stallscheune hinter dem 1703 und 1800 datierten Wohnhaus war schadhaft und ist mit einfach verlegten Biberschwanzziegeln neu eingedeckt worden. Es wurden naturrote neue Biberschwanzziegel gewählt, die im Gegensatz zu braun engobierten Ziegeln eine natürliche Patinierung und Alterung und damit einen lebendigen Charakter zulassen. Bereits heute gliedert sich das Dach wieder wie selbstverständlich in die bestehende Dachlandschaft ein.

Eidg. Experte: J. P. Aebi, Bern.

M. S.

Abb.: Hof Schaad mit der neugedeckten Stallscheune im Hintergrund.

Schönenwerd, Villa Felsgarten (Bally-Schuhmuseum)
Das stattliche Haus dürfte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbaut worden sein und wurde später erweitert. Vor 1810 war es im Besitz des Joseph Ackermann. 1810 kaufte es Peter Bally (1783–1849), wohnte darin und richtete im Hause Büro und Arbeitsräume für eine Seidenbandweberei ein. 1847 übernahm sein Sohn Carl Franz Bally (1821–1899) das väterliche Geschäft. Gründung der Bally & Co., Hosenträger- und Elastikfabrik. 1851 Angliederung einer eigenen Schuhproduktion. Geburtsstunde der Schuhindustrie in Schönenwerd. Arbeitsräume sind die Gewölbe des Felsgartens. Ab 1854 reines Wohn- und Bürohaus. Bis 1899 wohnte hier C. F. Bally, 1899 bis 1934 die Familie Arthur Bally-Herzog. 1941/42 wurde das Haus nach Plänen der Architekten Lippert und von Waldkirch, Zürich, zu einem Schuhmuseum umgebaut unter Abbruch eines klassizistischen Anbaus an der Westseite. Neugestaltung der Freitreppe, des Museumseinganges und eines Brunnens an der

Südseite. Noch heute schmiegt sich nördlich und westlich an die hohe Stützmauer der romantische Felsgarten, der dem Haus den Namen gibt. Allerdings ist er durch verschiedene Strassenbauten re-dimensioniert worden. (Birkner, Othmar. Ortsbildinventar Schönenwerd, Typoskript 1986. – HBLS I, 1921, S. 549. – Mitteilungen des Bally-Baubüro).

Anlässlich der Umbauten von 1941/42 war im Westteil des Hauses eine zweigeschossige Halle eingebaut worden, die sich an der Fassade ausdrückte. Diese Halle ist 1986/87 zugunsten von zwei Normalgeschossen wieder aufgegeben worden. Bei den Restaurierungsarbeiten an der Fassade und am Dach wurde der spätbarocke Charakter in diesem Bereich wiederhergestellt. Ebenso wurde das monumentale Museumsportal auf der Südseite durch einen Eingang im Stil des Hauses ersetzt. Verputz- und Steinsanierung, Neuanstrich, Beibehaltung der alten Fenster und Fensterläden. Neue Vorfenster.



Abb. 1

Leitung: Bally-Baubüro, Herren A. Milesi und
G. Bürgin. Eidg. Experte: J. P. Aebi, Bern. Konsulent:
A. Arnold, ETH-Institut für Denkmalpflege, Zürich.
G. C.

Abb. 1: Südwestansicht von 1942 nach dem Umbau
zum Schuhmuseum.

Abb. 2: Südwestansicht 1988



Abb.2



Trimbach, Gasthaus «Rössli»

Das in der heutigen Form mindestens ins 18. Jahrhundert zurückgehende Gasthaus erhielt neue Doppelverglasungsfenster. Diese wurden in Holz gearbeitet und den in geringer Zahl am Hause noch vorhandenen Originalfenstern mit Setzholz, Kämpfer und kleiner Sprossenteilung nachgebildet.

G. C.

Walterswil, Speicher an der Stampfigasse

Der aus dem 18. Jahrhundert stammende Speicher ist ein Bohlen-Ständer-Bau mit seitlichen Unterständen und gedeckter Frontlaube. Er wurde bei der amtlichen Inventarisierung der Kunstdenkmäler im Jahre 1943 wegen Baufälligkeit nicht unter Schutz gestellt. Mehr als vierzig Jahre später stand er immer noch. Dank grosszügiger Unterstützung durch Gemeinde, Kanton und Bund und dank der eigenhändigen Mitarbeit der beiden Besitzerfamilien konnte er jetzt restauriert werden. Da verschiedene Hauptträger nicht mehr zu retten waren, musste er abgebaut werden. In der Werkstatt des Zimmermanns wurde das schlechte Holz ersetzt. Anschliessend wurde der Speicher am ursprünglichen Ort auf einem Beton-Streifen-Fundament wieder zusammengebaut und mit alten, handgemachten Biberschwanzziegeln eingedeckt. Versetzung der Telephonstange.

Leitung: Architekt und Zimmermann P. Studer, Hägendorf.

G. C.

Abb.: Das «Rössli» mit den neuen Fenstern in barocker Form.

Abb. 1: Der Speicher vor...

Abb. 2: ...und nach der Restaurierung.



Abb. 1



Abb. 2

Abbildungsnachweis

Amacker, P., Lyss: 317 (u.r.)
Bally Baubüro, Schönenwerd: 330
Doppler, H., Bättwil: 289 (o.; Repro)
Flury, Pius, Solothurn: 253
Guldimann, W., Lostorf: 301 (o.)
Hässig, Markus, Brugg: 320
Hegner, Pascal, Solothurn: 252, 254, 315, 316 (u.)
Heri-Foto, Solothurn: 255 (l.)
Hochstrasser, Markus, Solothurn: 265, 266, 267, 268, 269, 270, 272, 273
Jordi, Peter, Wabern: 292
Kantonale Denkmalpflege, Solothurn: 256, 257, 259, 260, 261 (o., u.), 263 (o.), 274, 275, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 289, 298, 302, 312 (u.), 313 (m.), 322, 323, 324, 325, 328, 329, 332 (o.)
König, H., Solothurn: 262 (r.)
Manger, R., Ziefen: 326
Riesen, Hansruedi, Solothurn: 288, 295, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312 (o.), 313 (u.), 314, 316 (o.), 317 (o., u.l.), 318, 327
Stalder, Kurt, Solothurn (Gisela Gilomen): 299
Stouder, Alain, Solothurn: 255 (r.), 258, 261, 263 (u.), 276, 277, 286, 287, 290, 291, 292, 294, 296, 297, 319, 321 (o., u.r.), 321 (u.l.), 331, 332 (u.), 333
von Felten, F., Lostorf: 300, 301 (u.)
Zentralbibliothek, Solothurn: 262 (l.)

